Das Elend

in der

Hausindustrie der Konfektion

Von

Oda Olberg

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1896

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig

Die Not des vierten Standes

von

einem Arzt

Broschiert 2 Mark

Zehntausend Exemplare gedruckt

Drei Monate Fabrikarbeiter

und Handwerksbursche

Eine praktische Studie

von

Paul Göhre

Broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark

Zwanzigtausend Exemplare gedruckt

Das Elend in der Hausindustrie der Konfektion

Das Elend

in der

Hausindustrie der Konfektion

Von

Oda Olberg

Motto:
„O, sag nicht fremdes Leid!
Ein Leid ist fremd dir nie.“
Marie v. Ebner-Eschenbach

Leipzig
Fr. Wilh. Grunow
1896

Die Tierschutzvereine weisen immer wieder darauf hin, welche Unsitte es ist, wenn Damen ihre Hüte mit ausgestopften Vögeln verzieren. Es ist in der That eine Barbarei, diese harmlosen Geschöpfe einer Modethorheit zu opfern. Meist werden die Tierchen auf eine martervolle Art getötet, ja selbst lebendig abgebalgt. Wenn Frauen sich an dem herrlichen Federglanze freuen können, so liegt es sicher daran, daß sie von der Qual nichts ahnen, die an diesem Schmucke klebt. Wir glauben fest, daß keine gebildete Frau ihren Hut mit dem Gefieder eines Kolibris schmücken würde, wenn sie das Tierchen minutenlang in der Schlinge zappeln und endlich qualvoll hätte sterben sehen. Tausende und Abertausende von Frauen tragen aber täglich Kleidungsstücke, an denen Elend und Not kleben, gegen die die Todesqual eines Vogels gar nicht in Betracht kommt. Nicht Gegenstände, die dem Luxus dienen, sondern gerade solche, deren wir alle bedürfen, sind es, die uns eine lange traurige Geschichte erzählen können von Not, Entbehrung und — Schande.

Nur indem man über die brutale Grausamkeit aufklärt, die hinter einer eleganten Modelaune steckt, vermag man ihr zu steuern und so wehrlosen, unvernünftigen Geschöpfen viel Qual zu ersparen. Wer hier die Gedankenlosigkeit bekämpft, thut dadurch der

Grausamkeit Abbruch. Sollte das Wissen von der Qual nicht minder wehrloser, aber vernunftbegabter Geschöpfe, das Wissen von dem stummen Leide Tausender unsrer Mitmenschen nichts vermögen, um Wandel zu schaffen? Freilich ist es hier nicht damit gethan, daß man einer bizarren Mode entsagt, es ist nicht die Rede von Mißständen, die durch Gedankenlosigkeit entstanden sind! Es handelt sich um Schäden, die gedankenlos geduldet werden, von denen die Mehrzahl der Gebildeten wähnt, sie gingen sie nichts an. Man ist nur zu sehr geneigt, den Blick von den traurigen Seiten des Lebens wegzuwenden, man verlangt gar nicht nach Aufklärung. Mitleidig sind wir alle. Nicht nur, daß eine Geschichte unglücklich Liebender uns fast zu Thränen rührt; wir sind auch zum Handeln bereit: wir bescheren armen Kindern zu Weihnachten, zahlen regelmäßig unsre Beiträge zu verschiednen Wohlthätigkeitsvereinen u. s. w. Aber von dem großen, furchtbaren Massenelend, das unsre milden Gaben soviel beeinflussen wie ein Tropfen Wasser eine glühende Steinplatte, wollen wir nichts hören. Die kleinen Mißstände werden mit Eifer, ja mit Aufopferung bekämpft: das riesenhafte Elend schweigt man tot.

Es giebt aber Dinge, die sich nicht ungestraft vernachlässigen lassen, die sehr wohl die Fähigkeit haben, uns zu zwingen, ihnen Beachtung zu schenken. Hierher gehören die Verhältnisse, die diese Broschüre einer Besprechung unterziehen wird. In der Konfektionsindustrie haben sich Zustände herausgebildet, die das Leben, die Gesundheit und Sittlichkeit Hunderttausender ernstlich gefährden. Wohl ist die Kluft, die die Verschiedenheit der Lebensstellung zwischen Menschen und Menschen schafft, sehr weit geworden, aber so weit ist sie nicht, daß eine grimme Gerechtigkeit nicht den Weg hinüber finden könnte von den im

Elend verkommenden zu den glücklichern Schichten der Menschheit. Die Kinder des Elends, Krankheit und Laster, sie dringen aus den Hütten der Not in die Häuser der Besitzenden. Leichtfertiges Sichabwenden wird zur Schuld, und wie jede Schuld rächt sich auch diese.

1

Hausindustrie und Sweating System im allgemeinen

In einem schmalen Hinterzimmer rasselt die Näh-maschine von früh bis in die späte Nacht. Dem Eintretenden schlägt eine dumpfe, verbrauchte Luft entgegen; ein Gemisch von menschlichen Ausdünstungen, Speisegeruch und Kohlendunst nimmt ihm fast den Atem. Das Halbdunkel, das den ärmlichen Raum erfüllt, befremdet um so mehr, als draußen die Wintersonne lacht. Und doch ist es nicht zu verwundern, daß ihre Strahlen nicht den Weg finden in diese Stube. Das Fenster ist wohl breit und hoch, aber es öffnet sich nicht nach außen, sondern nach der Hausflur, es läßt nur Dämmerlicht und halbverbrauchte Luft herein. Der enge Raum, dessen großer Kochherd darauf deutet, daß er zur Küche bestimmt ist, läßt das Wirken einer fleißigen, unermüdlichen Frauen-hand erkennen, die trotz der Enge Sauberkeit und Ordnung schafft. An den mit einigen Küchengeräten beladnen Borten ist blendend weiße, gehäkelte Spitze angebracht, und dies Streben nach etwas Zierlichkeit macht einen rührenden Eindruck angesichts des Elends, das überall hervorgrinst. Der Raum, der, bei einer Höhe von 3,37 Meter, in der Breite 2,90 Meter und

in der Länge 3,70 Meter mißt, ist ausgestattet wie eine Küche, mit Küchenschrank und Tisch. Nur ein großes Bett und die Nähmaschine weisen auf die mannigfache Art der Benutzung hin und vervollkommnen mit zwei Stühlen die Ausstattung. Außer der Schneiderin halten sich tagüber ihre drei Kinder hier auf, die elf, neun und dreieinhalb Jahre alt sind. Die Mutter kocht, näht, bügelt und schläft in diesem Zimmer und teilt ihr Bett mit dem jüngsten Knaben. Die beiden andern schlafen in dem 1,62 Meter breiten Gange, durch den man in die „Wohnung" eintritt. In diesen mündet die Kammer, in der der Vater, ein Fabrikarbeiter, schläft, und deren Fenster sich nach der Straße öffnen. Der Raum selbst ist vollkommen dunkel, mit einer Luft erfüllt, die unbeschreiblich ist, und ist selbstverständlich unheizbar. Hier muß eine Mutter, die für ihre Kinder fühlt, wie andre, die ihre Sprößlinge hüten und pflegen können, zwei ihrer Knaben einpferchen, wohl wissend, was ein solcher Schlafraum bedeutet.

Manche Stunde habe ich in dieser Wohnung verbracht, und die blasse, abgehärmte Frau, die ich stets über der Näharbeit traf, tritt mir immer vor die Seele, wenn ich die eleganten Schaufenster der Konfektionsgeschäfte betrachte. Hier diese Pracht, und dort das furchtbare Elend; hier so manches, was der Annehmlichkeit, auch der Eitelkeit und Putzsucht dient, und dort ein stummer, beständiger Kampf mit der Not, ein ungesehenes Heldentum der Arbeit, und dabei die nagende, verzehrende Kümmernis, daß der Verdienst doch nicht ausreicht, um die Kinder zu gesunden Menschen zu erziehen. — Die Frau arbeitet Jacketts für eine Leipziger Konfektionsfirma und verdient bei vierzehnstündiger Arbeit etwa 1,30 Mark täglich. Man sieht es den eleganten Kleidungsstücken, die in den glänzenden Laden unsre Kauflust reizen, wahrlich

nicht an, daß sie aus Händen stammen, die die Angst vor dem Hunger so emsig machte, daß sie genäht wurden in Behausungen, wo das Elend wohnt! Nicht in jeder Werkstätte sieht es so aus. Es giebt welche, in denen menschenwürdige Verhältnisse herrschen, aber auch die Zahl derer ist nicht gering, die ein noch traurigeres Bild bieten. Sehr oft habe ich in einem ebenso kleinen Raume, wie dem geschilderten, mehr Menschen zusammengepfercht gefunden, und allzu häufig starren die Arbeitsräume vor Schmutz. Da hausen dann Menschen, die diesen Namen kaum noch verdienen, deren Gesichter einen Ausdruck stumpfsinniger Ergebenheit und gleichgiltiger Hoffnungslosigkeit tragen, der uns tagelang verfolgt wie ein Gespenst. Ich habe einen Arbeitsraum herausgegriffen, den ich oft gesehen habe, und der nach der Angabe von Fachleuten weder besonders gute noch abnorm schlechte Verhältnisse zeigt.

Wie ist ein Kontrast möglich, wie ihn derartige Arbeitsräume und die palastartigen Geschäftshäuser bieten? Finden sich in den stattlichen Gebäuden der besten Stadtviertel solche Höhlen der Armut? Nein, nicht hier muß man sie suchen; hier werden die Waren wohl verkauft, aber nicht gefertigt. Wer die Orte sehen will, wo sie entstehen, muß schon hinauswandern in die engen, dunkeln Gassen der Vorstadt, in die Arbeiterviertel mit den kasernenartigen Häusern.[1]) Hier im vierten, ja im fünften Stockwerke finden wir Räume wie den eben beschriebnen. Sie sind nicht vom Geschäftsinhaber gemietet, er hat sie nie gesehen, er kennt nicht die Arbeiter, die in seinem Dienste die Hände rühren: es sind Heimarbeiter, Hausindustrielle.

Hausindustrie! Das Wort klingt so harmlos,

---

1) Die eben geschilderte Wohnung liegt in der Südvorstadt Leipzigs.

und man hat auch lange mit ihm die Vorstellung eines friedlichen, bescheidnen Lebens verknüpft. Man versteht darunter die Betriebsform, bei der die Arbeiter in den eignen Räumen beschäftigt werden. Der Umstand, daß er die Arbeit bei sich zu Hause macht, trennt den Hausindustriellen vom Fabrikarbeiter, während er sich vom Handwerker dadurch unterscheidet, daß er seine Ware nicht auf die Bestellung der Kunden liefert, sondern vom Unternehmer beschäftigt wird.[1])

Für viele ist die Hausindustrie mit einem Schein

---

1) Man hat unter den hausindustriell thätigen zwei Kategorien unterschieden, je nach dem Grade der Selbständigkeit, mit dem die Arbeiter dem Unternehmer gegenüberstehen: die der Hausindustriellen im engern Sinne und die der Heimarbeiter. Über diese Unterscheidung, die für die reichsgesetzliche Arbeiterversicherung von praktischer Bedeutung ist, hat sich der Staatssekretär von Bötticher im Reichstage geäußert: „Ich würde den Schneidergesellen, der in einem Lohnverhältnis zum Schneidermeister steht und bloß um deswillen, weil der Schneidermeister in seiner Werkstatt keinen Platz hat oder aus irgend welchen andern Gründen, in seiner Wohnung die Hosen fertigt, nicht als Hausgewerbetreibenden (Hausindustriellen) bezeichnen; der ist unzweifelhaft ein Arbeiter. Anders läge der Fall, wenn der Schneidergeselle auf eigne Faust Hosen und Röcke in seiner Werkstatt fertigte und nur zum Schneider ginge, sie ihm zum Kauf anböte; der ist unzweifelhaft ein Hausgewerbetreibender, — während der Weber, der in einem Lohnverhältnis zu einem Arbeitgeber steht, unzweifelhaft kein Hausgewerbetreibender ist, sondern ein Arbeiter dieses Unternehmers, wenn er auch nicht in dem Lokale dieses Unternehmers, sondern in seinem eignen Hause seinen Geschäften nachgeht." Trotz dieser klaren Definition zeigen verschiedne Urteile der Gewerbegerichte, daß die Grenzen zwischen beiden Begriffen flüssig sind. Mag es unter Umständen wichtig sein, bestimmte Kriterien für jede dieser Kategorien aufzustellen (seit der Novelle vom 10. April 1892 unterliegen die Heimarbeiter, nicht aber die Hausindustriellen dem gesetzlichen Versicherungszwange), so liegt doch für uns kein Grund vor, eine Scheidung zwischen beiden Begriffen aufrecht zu erhalten, die mehr oder weniger künstlich sein würde. Jeder, der bei sich daheim für fremde Rechnung arbeitet, ist für uns Heimarbeiter, Hausindustrieller.

von Poesie und dem Hauche idyllischen Friedens umgeben. Das Wort zaubert ihnen ein anmutiges Bild bescheidner Zufriedenheit und stillen Glückes vor die Seele. Ein kleines schmuckes Häuschen, ein heiteres, wenn auch einfaches Zimmer, in dem die Mutter im Kreise der muntern Kinder eifrig die Hände regt. Sie braucht nicht hinaus in die Fabrik, nicht fort von den Kindern, und doch trägt ihre Arbeit zum Unterhalte des Hausstandes bei. Die Leute sind glücklich zu preisen, sie haben das, was die Fabrik nur zu oft zerstört: ein eignes Heim!

Die Wirklichkeit ist ein schneidender Hohn auf dieses Bild. Die meisten Fabrikarbeiter finden nach gethanem Tagewerke einen Raum, der, sei er auch noch so klein und ärmlich, ihr Heim ist, wo ihnen des Lebens Bürde auf einige Stunden leichter wird. Der Heimarbeiter ist selbst um diesen bescheidnen Anklang an eigne Häuslichkeit betrogen. Die Fabrik ist in sein Heim, in seine Familie eingezogen und bannt alle in beständigen Frondienst. Aber an dem Guten des Fabrikbetriebes hat er nicht teil. Bei den erbärmlichsten Löhnen hat er Arbeitsraum, Heizung, Licht und Maschinen selbst zu stellen. Für ihn giebt es keine geregelte Arbeitszeit, keine Räume, die den Anforderungen der Hygiene genügen, die Errungenschaften der Technik kommen ihm nicht zu gute, das Gespenst der Arbeitslosigkeit tritt öfter an ihn heran, als an den Fabrikarbeiter, in einigen Industrien mit erschreckender Regelmäßigkeit, und doch giebt es kein Entrinnen, da das in seinem Betriebe angelegte Geld ihn fesselt. Er heißt Heimarbeiter, weil er kein Heim mehr hat.

Aber damit noch nicht genug, hat die hausindustrielle Produktionsweise ein System geboren, das die erwähnten Nachteile auf die Spitze treibt durch die traurigste Form der Ausbeutung: die des

Arbeiters durch den Arbeiter. Zwischen den Heimarbeiter und den Unternehmer schiebt sich ein Mittler (Faktor, Fercher, in der Konfektion Zwischenmeister) ein, der die Aufträge des Unternehmers empfängt und sie entweder in eignen Werkstätten ausführen läßt oder sie an Heimarbeiter weiter giebt. Auch diese können ihrerseits wieder Zwischenpersonen sein. Das verderbliche dieses Systems liegt darin, daß die Mittler in der Regel an der Herstellung der Ware keinen oder doch nur geringen Anteil haben und trotzdem den vom Geschäft ihnen gezahlten Stücklohn um ein beträchtliches verkürzen, da ja ihre Existenz auf ihrer eigentümlichen Unternehmerstellung ruht.

Obwohl keineswegs nur in der Konfektion zu Hause, hat dieses System gerade hier sehr traurige Zustände geschaffen. Aus England, wo es sich am höchsten entwickelt und kompliziertere Formen angenommen hat, haben wir den Namen Sweating System übernommen und wenden diese Bezeichnung, indem wir den Begriff weiter fassen, auf jede Betriebsform an, bei der zwischen dem Unternehmer und dem Arbeiter eine Mittelsperson steht. „Sweater ist derjenige, der unmittelbar Männer, Weiber und Kinder in Lohn hat, um die Arbeit auszuführen, und der hofft, aus ihrem Schweiße (by sweating) Gewinn herauszuschlagen.“ [1]) Ob der Zwischenmeister die Arbeiter auf seiner Werkstatt oder in deren eignen Räumen beschäftigt, macht keinen wesentlichen Unterschied. Im ersten Falle zieht er die Auslagen für Miete, Heizung, Beleuchtung und Maschinenabnutzung von den Löhnen ab, im andern Falle muß der einzelne Heimarbeiter sie bestreiten.

---

1) Artikel: Hausindustrie von Professor Werner Sombart in Breslau. Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausgegeben von Conrad, Lexis u. a. Bd. 4, S. 424.

Je nach den Umständen bildet der Zwischenmeister ein mehr oder weniger unnützes Glied in der Produktion.[1]) Fachmännisch geschulte, die die Muster selbst entwerfen und das Zuschneiden besorgen, finden sich ausschließlich in der bessern Konfektion. In der mittlern und Stapelbranche wird meist im Geschäft zugeschnitten, und hier beschränkt sich die Thätigkeit des Zwischenmeisters auf das sogenannte Einrichten der Sachen, d. h. die Verteilung der Zuthaten, die er meist selbst liefert, und auf das Ausgeben an die einzelnen Heimarbeiter, wenn er nicht selbst eine Werkstätte hat. Hier finden wir nicht nur gelernte Schneider, sondern auch Maurer, Zimmerleute, Bierverleger, Schriftsetzer u. a. thätig.[2])

Daß der Gewinn gelegentlich sehr hoch ist, ohne daß dem Zwischenmeister irgend welche Funktionen außer der des Empfangs und der Ablieferung der Ware zufällt, möge folgendes Beispiel zeigen, das wir dem Sozialpolitischen Centralblatt entnehmen.[3])

„Ein Zwischenmeister im Stadtteil Wedding (Berlin) beschäftigt in der Saison fünfzehn Arbeiterinnen außer dem Hause, die durchschnittlich zwei Jackettrümpfe zu je 40 Pfennigen liefern. Ebenso viele Arbeiterinnen sind beim Garnieren und Fertigstellen beschäftigt. Diese bekommen pro Stück 50 Pfennige. Der Zwischenmeister bekommt aus dem Geschäft pro Stück 1,60 Mark. Die Aufstellung ergiebt folgendes:

---

1) Vgl. darüber Johannes Timm: Das Sweating-System in der deutschen Konfektionsindustrie (Flensburg 1895. Verlag von Fr. Holzhäußer, Pr. 10 Pf.) S. 11–15.

2) Vgl. v. Stülpnagel, Über Hausindustrie in Berlin und den nächstgelegnen Kreisen. Schriften des Vereins für Sozialpolitik Bd. XLII, S. 15.

3) Johannes Timm, Soziale Bilder aus der Berliner Konfektion. Sozialpolitisches Centralblatt, IV. Jahrgang S. 292.

Bei wöchentlich 6 Arbeitstagen liefern 15 Rumpfarbeiterinnen 180 Teile zu 40 Pfennigen	72	Mark
15 Arbeiterinnen garnieren diese Rümpfe, das Stück zu 50 Pfennigen	90	"
Der beim Zwischenmeister thätige Bügler erhält pro Woche	21	"
Der Zwischenmeister zahlt an Arbeitslohn somit	183	Mark
Aus dem Geschäft bekommt er für die 180 Sachen pro Stück 1,60 Mark	288	"
Der Zwischenmeistergewinn beziffert sich also auf	105	Mark

Allerdings kommen hier noch einige unbedeutende und nicht genau festzustellende Unkosten für Bügelkohlen, Licht und dergleichen in Abzug.

Hierbei kommt auch noch in Betracht, daß die Sachen im Geschäft zugeschnitten werden. Besorgt der Zwischenmeister das Zuschneiden selbst, so giebt es noch 20 Pfennige pro Stück mehr."

Zu einem geschlossenen Vorgehen der Arbeiter oder Arbeiterinnen einer Zwischenmeisterwerkstätte kommt es selten. Die Unternehmer hindern es, indem sie die Arbeiter in oft ganz willkürlicher Weise verschieden bezahlen. Ein Verzeichnis der Löhne, die ein Stuttgarter Sweater giebt, mag dies veranschaulichen. Er zahlt:

der ersten	Arbeiterin	täglich	2,50	Mark,
der zweiten	"	"	1,50	"
der dritten	"	"	1,40	"
der vierten	"	"	1,20	"
der fünften	"	"	0,80	"
der sechsten	"	"	0,50	"

Durch die verschiedne Bezahlung kommen die Arbeiterinnen gar nicht dazu, sich ihrer gemeinsamen Interessen bewußt zu werden: der Zwischenmeister

„teilt und herrscht.“ — Ein Gewerbegerichtsurteil vom 3. März 1894 beweist, wie tief die Löhne durch das Schwitzsystem herabgedrückt werden. Eine Näherin verklagte ihren „Meister“ wegen Einbehaltung des Lohnes für fünf Knabenanzüge. Das Objekt betrug 1,25 Mark!

Diese Beispiele, denen wir eine Anzahl ähnlicher hinzufügen könnten, genügen, um die Ungesundheit des ganzen Systems darzuthun. Es liegt ausgesprochner Parasitismus vor, der um so verderblicher ist, als seine Opfer wehrlose Arbeiter sind, um die es wahrlich nicht so bestellt ist, daß andre vom Ertrage ihrer Arbeit schmarotzend leben können, ohne sie der Verelendung und Verkommenheit zu überantworten. An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! Und die Früchte des Sweating Systems sind derartig, daß es vom Standpunkt der Menschlichkeit verurteilt werden muß, und wenn es Millionen in das Land brächte. Sombart betont die „auf die Spitze getriebne Ausbeutung der menschlichen Arbeitskraft, die bis zur Grenze des Menschenmöglichen vorgeschrittene Ärmlichkeit und Erbärmlichkeit in der Lage dieser Arbeiterschaft,“ [1]) und das, was die Londoner Enquete vom Jahre 1887 zu Tage förderte, dürften ähnliche Erhebungen in Deutschland auch nachweisen: „die gänzliche Hilflosigkeit dieser von übermäßiger Arbeit, ungenügender Nahrung und gesundheitswidrigen Zuständen niedergedrückten Leute und die Unmöglichkeit, den Unternehmern irgend welchen Widerstand entgegen zu setzen oder Schritte zu thun, um eine kürzere Arbeitszeit oder eine Arbeiterschutzgesetzgebung zu erlangen.“ [2]) Eine Krankheit am Körper der Gesell-

---

1) Handwörterbuch a. a. O. S. 424.

2) Moore, Das Sweating System in England. Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik, herausgegeben von H. Braun, Bd. I, S. 643.

schaft, und das ist das Sweating System, kann am wenigsten von denen bekämpft werden, die direkt unter ihr leiden, weil diese durch sie widerstandsunfähig und marklos geworden sind. Um so mehr ist es Pflicht der Bessergestellten, ihr die Bedingungen zu entziehen und sie nicht nur symptomatisch, durch Wohlthätigkeitsanstalten und dergleichen zu bekämpfen, sondern sie durch gesetzliche Maßnahmen unmöglich zu machen. Die Worte des englischen Reports sollten auch bei uns Ohren finden, da wir mit ähnlichen Verhältnissen zu rechnen haben: „Das Leben dieser ausgebeuteten (sweated) Leute ist so hoffnungslos und trübselig, daß ihre Gefühle gegen die Ordnung der Dinge ganz natürlich bitter und heftig sind... Es ist nicht zu verwundern, daß Menschen, die unter solchen Verhältnissen leben, das Material für die revolutionäre Propaganda darbieten.“ [3]) Wer dem Zwischenmeistersystem das Wort redet oder seine Opfer auf Selbsthilfe hinweist, hilft einen Boden bereiten für die Saat der Rebellion. Konservieren wir ein widerwärtiges Schmarotzertum, so werden seine Wirkungen, Entartung auf der einen, verzweifelter Trotz von Menschen, die nichts mehr zu fürchten haben, auf der andern Seite, Zustände schaffen, deren wir nicht mehr Herr werden können. Gegen solche Zustände aufzutreten ist nicht allein Sache politischer Fraktionen. Sie gehen den Staat und die ganze Gesellschaft an. Auch geben wir dem gebildeten und besitzenden Bürgertume zu bedenken, ob es klug ist, jedes Eintreten für berechtigte Reformen einer Partei zu überlassen, die auf den Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung hinarbeiten soll. Die Sache derer,

---

3) First Report from the select Committee of the House of Lords on the Sweating System together with the proceedings of the Commitee. Minute of evidence and appendix. London, 1888 S. 40.

die der Gewinnsucht und dem ruchlosen Egoismus Einzelner wehrlos preisgegeben sind, ist Menschheitssache, vor allem jeder Besitzende ist zum Anwalt von Mitmenschen berufen, deren Arbeit ihm die Existenzbedingungen schafft. Es ist wohl an der Zeit, daß die Gesamtheit sich auflehne gegen die „Menschenopfer unerhört,“ die der Habgier gebracht werden, es ist an der Zeit, daß der Mensch aufhöre, dem Menschen ein Los zu bereiten, das ihn das Schlachttier beneiden läßt, dem ein schnelles Ende wird, während man ihn langsam zu Tode martert!

Das Zwischenmeistersystem ist aus dem hausindustriellen Betriebe entstanden, ist nur durch ihn möglich und wird mit ihm untergehen. Wir dürfen aber nicht übersehen, daß Fälle krasser Ausbeutung ohne Mittelspersonen durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören.

Ob die Arbeiter durch Zwischenmeister oder direkt durch das Geschäft ausgebeutet werden, macht keinen Unterschied. Wohl werden oft vom Geschäft sehr gute, vom ersten Zwischenmeister geringe, vom zweiten erbärmliche Löhne gezahlt, eine Stufenleiter, die nur durch das verderbliche System möglich ist. Aber daran ist die hausindustrielle Betriebsform schuld, die selbst schon genug Jammer und Elend gebracht hat. Wir sehen im weitern davon ab, bei Betrachtung der Lohnverhältnisse, der Arbeitszeit u. s. w. zwischen den unmittelbar vom Unternehmer beschäftigten und den für Zwischenmeister arbeitenden zu scheiden. Eine solche Scheidung bietet oft große Schwierigkeiten und ist belanglos für eine Arbeit, die die Verhältnisse der Heimarbeiter im allgemeinen, nicht der Opfer des Sweating System allein behandelt.

Und wieviel Menschen arbeiten und leben in Deutschland unter solchen Bedingungen? Die Berufs-

statistik vom 5. Juni 1882, auf die wir leider zur Stunde noch angewiesen sind, hat die Zahl der selbständigen Hausindustriellen ermittelt, während die gleichzeitige Gewerbestatistik die Zahl aller in der Hausindustrie beschäftigten Personen auf zweifache Weise feststellte, indem sowohl die Arbeitgeber als die Arbeiter befragt wurden.[1]) Die im Zählbogen als selbständig aufgeführten Personen hatten über die Art ihrer Gewerbethätigkeit Aufschluß zu geben. Waren sie zu Hause für fremde Rechnung thätig, also Hausindustrielle im Sinne der Zählung, so fielen sie unter die selbständigen Hausindustriellen, deren Zahl die Berufsstatistik auf 339646 angiebt. Durch die Gewerbezählung wurde die Gesamtheit der in hausindustriellen Betrieben im Jahresdurchschnitt beschäftigten (selbständigen oder unselbständigen) Personen ermittelt. Nach Angabe der Arbeiter waren es 476080, nach der der Unternehmer 544980 Personen. Sombart hält diese Zahlen, abweichend von den meisten, für zu niedrig, „vornehmlich deshalb, weil nicht alle Hausindustrielle als solche erkannt sind oder sich erkannt haben, sodann weil die große Anzahl unzünftiger Hilfspersonen zweifellos bei der Zählung nicht berücksichtigt sind, also kleine Kinder, greise Ascendenten, Frauen.“[2]) Es kann aber nicht unsre Aufgabe sein, auf eine Kritik dieser Zahlen näher einzugehen. Es sei hier auf die einschlägige Fachlitteratur verwiesen.

Für uns kommt die Gewerbegruppe für Bekleidung und Reinigung in Betracht, in der nach An-

---

1) Karl Strauß, Die Hausindustrie im deutschen Reiche. Conrads Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik N. F. Bd. XIV, S. 51—57.

2) Sombart, Die Hausindustrie in Deutschland. Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik; herausgegeben von Dr. H. Braun, IV. Bd. S. 124.

gabe der Arbeiter 131 861, nach der der Arbeitgeber 107 846 Personen im Jahresdurchschnitt hausindustriell beschäftigt waren. Diese Gruppe wird von neun verschiednen Gewerbearten gebildet, unter denen die „für Verfertigung von fertigen Kleidern und Wäsche" (Konfektion) uns hier interessiert. Hier waren 62 479 Personen oder 16 Prozent aller in dieser Branche thätigen hausindustriell beschäftigt. Unter 100 Betrieben waren 56,7 hausindustriell.

Auf die örtliche Verbreitung dieser Betriebsform im allgemeinen müssen wir uns versagen einzugehen. Für die Konfektion haben sich seit 1882 die Verhältnisse auch in Bezug auf die geographische Verteilung teilweise umgestaltet, sodaß wir davon absehen, sie an der Hand der Statistik zu beleuchten. An andrer Stelle werden wir die heutigen Hauptzentren dieses Industriezweigs anführen, die entweder selbst auch Mittelpunkte der Hausindustrie sind (Berlin, Breslau), oder an die sich Bezirke mit hausindustriellen Betrieben anschließen (Düsseldorf, Herford u. s. w.). Seit dem Jahre, aus dem diese statistischen Erhebungen stammen, hat die Hausindustrie einen großen Zuwachs erfahren, und zwar nicht nur im Verhältnis zu dem Aufschwunge, der in der Konfektion eingetreten ist, sondern in weit höherm Maße. Eine Erklärung für diese Erscheinung braucht man nicht weit zu suchen. Wenn Herr Gewerberat von Stülpnagel es als einen Nachteil der Hausindustrie hervorhebt, „daß die Aufsicht, die der Staat behufs des Schutzes der Arbeiter gegen Überbürdung und gegen gesundheitliche Inanspruchnahme ihrer Kräfte ausübt, in der Hausindustrie gänzlich wegfällt," [1]) so stellt gerade der idyllische Mangel staatlicher Kontrolle in den Augen des Unternehmers einen Vorzug dar.

---

1) v. Stülpnagel a. a. O. S. 21.

In dem Jahresbericht des Fabrikinspektors von Hamburg für das Jahr 1892 finden wir darüber folgende bemerkenswerte Stelle:

„Im großen und ganzen haben sich die Bestimmungen, die die Arbeiterinnen unter die geschützten Personen stellen, ohne wesentliche Schwierigkeiten eingeführt und werden voraussichtlich ihre guten Folgen bald hervortreten lassen. Leider ist aber auch nicht zu verkennen, daß die Hausindustrie wieder dadurch neue Nahrnng erhält, weil auf diese die beschränkenden Bestimmungen keine Anwendung finden, und weil diese außerdem den Arbeitgeber noch entlastet von den Ausgaben für Werkstattmiete, Heizung, Beleuchtung, der Kranken-, Unfall-, Invaliditäts- und Altersversicherung. Für die großen Herrenkleiderhandlungen werden beispielsweise alle Massenartikel außer dem Hause, vielfach durch Arbeiterinnen angefertigt. Aus den Verkaufspreisen läßt sich schließen, daß der darauf bezahlte Arbeitslohn nur ein geringer sein kann, und davon ist wieder eine lange tägliche Arbeitszeit der Hausarbeiterinnen die Folge. Bedenkt man ferner, daß die hygienischen Verhältnisse der privaten Arbeitsräume unter Umständen die denkbar schlechtesten sein können, in vielen Fällen aber gewiß schlechter sind als diejenigen größerer Werkstätten, die den Bestimmungen der Gewerbeordnung unterstehen, dann muß man bedauern, daß eine Besserung dieser Verhältnisse auf gesetzlichem Wege zur Zeit nicht zu erreichen ist."

Der Berliner Gewerbeinspektor äußert sich über dieselbe Angelegenheit folgendermaßen:

„Auffällig ist es mir gewesen, daß einzelne Fabriken, besonders solche zur Anfertigung von Konfektionsartikeln, ihren Arbeiterstand plötzlich bedeutend verringerten, während die Ausdehnung des Geschäfts selbst dieselbe blieb. Die angestellten Ermittlungen

führten zu der Vermutung, daß der größte Teil der entlassenen Arbeiter zu Hause beschäftigt wird, und daß die Absicht, sich von den Beiträgen zur Invaliditäts- und Altersversicherung, vielleicht auch von den Beiträgen zur Unfallversicherung zu befreien, auf die Änderung nicht ohne Einfluß gewesen ist."

Wir müssen darauf verzichten, auch nur Vermutungen über die heutige Zahl der Heimarbeiter in der Konfektion Raum zu geben. Ein tüchtiger Statistiker versichert uns, daß sie sich verdoppelt haben dürfte. Thatsache ist, daß ein sehr starker Zuwachs zu verzeichnen ist, den ziffernmäßig festzustellen den Ergebnissen der Berufs- und Gewerbezählung vom 14. Juni 1895 vorbehalten bleiben muß. Wenn man im Auge behält, was den großen Aufschwung in der Hausindustrie veranlaßt hat, so werden die Mittel, mit denen die Betriebsform zu bekämpfen ist, sich jedem selbst aufdrängen. Die Arbeiterschutzgesetze, der Versicherungszwang sind den Unternehmern zur Last, die Maßregeln, die der Staat trifft, um den Arbeiterstand nicht ganz verkommen zu lassen, werden von ihnen umgangen, man rettet sich hinüber in den idyllischen Kleinbetrieb, der sich dem Auge des Gesetzes entzieht, und findet dort die herrliche unbeschränkte Freiheit, den Arbeiter systematisch auszubeuten zur größern Ehre des Gottes: Kapital!

2

Lohnverhältnisse

Das Grundübel der Hausindustrie bilden die niedrigen Löhne. Sie finden sich nicht nur bei dieser Betriebsform; auch der Fabrikarbeiter leidet oft unter äußerst ungünstigen Lohnverhältnissen. Sie ergeben sich aber mit Notwendigkeit aus der sozialen Eigenart des hausindustriellen Betriebes.

Ist der Unternehmer ein humaner, seinen Untergebnen freundlich gesinnter Mann, so wird der Einblick in die Lebensverhältnisse seiner Arbeiter ihn abhalten, jeden Preisrückgang auszugleichen, indem er die Arbeitslöhne kürzt. Wie aber, wenn er sein Personal gar nicht kennt? In diesem Falle fehlt jede Bedingung für eine menschliche Gestaltung des Arbeitsverhältnisses. Es ist nur zu begreiflich, daß bei der rücksichtslosen Konkurrenz auch der human fühlende Unternehmer dazu kommt, alle Lasten nach unten abzuwälzen, wenn er die nicht sieht, die unter der übergroßen Bürde erliegen.

Der Unternehmer, dem die Arbeiter nicht Menschen, sondern nur Mittel zum Gelderwerbe sind, wird durch die Rücksicht auf die öffentliche Meinung abgehalten, allzusehr dieser Auffassung gemäß zu handeln. „Die Befürchtung, daß man nicht gleichzeitig

seine Arbeiter überanstrengen und doch in seinen Kreisen als ein angesehner Biedermann dastehen könne, zeigt sich wenigstens bis zu einem gewissen Grade als wirksamer Regulator."[1]) Bei hausindustriellen Betrieben fällt diese Kontrolle der öffentlichen Meinung weg. Niemand kennt die Heimarbeiter irgend eines fernen Dorfes als die Arbeiter dieses oder jenes Unternehmers. Dieser bleibt ein geachteter Mann, auch wenn die von ihm Beschäftigten langsam verhungern, seine Waren werden gekauft, und wenn sie aus Höhlen des Schmutzes und der Verkommenheit stammen. Während die Entrüstung aller Wohlmeinenden sich gegen den Fabrikherrn wendet, der das Wohl seines Personals dem Geschäftsinteresse opfert, bleibt die Ehre des Unternehmers unangetastet, dessen Heimarbeiter unter Bedingungen arbeiten, die jeder Menschlichkeit ins Gesicht schlagen.

Was die Stimme der Gerechtigkeit in der Brust des Arbeitgebers geltend macht gegen die Ausbeutung des Mitmenschen, verliert an Eindringlichkeit, wenn diese Stimme die Sache unbekannter, ferner Menschen führt. Und die öffentliche Meinung tritt nicht als Sachwalter der hausindustriell Ausgebeuteten auf, weil der, von dem die Rechenschaft zu fordern wäre, ihren Blicken entzogen ist. Moralischer Zwang wird auf den Hausindustrielle beschäftigenden Unternehmer nicht ausgeübt. Praktische Schwierigkeiten stellen sich ihm beim Herabdrücken der Löhne viel weniger entgegen als dem Fabrikherrn. Dieser hat in Gebäuden und Maschinen große Summen angelegt. Will er dieses Kapital nicht unverzinst lassen, so muß er beständig sein Personal beschäftigen. In seinem Interesse liegt es, Arbeitseinstellungen

---

1) Vgl. Jahresbericht des badischen Fabrikinspektors für 1889 S. 18 u. 30.

zu vermeiden. Anders beim Unternehmer, der seine Waren hausindustriell anfertigen läßt. Ihn bindet nichts an eine bestimmte Branche oder an einen bestimmten Ort. Seine Gelder legt er fast ausschließlich in Arbeitslöhnen an. Er kann sie jederzeit aus dem Betriebe ziehen und Hunderte brotlos machen. Die Arbeitslosigkeit ist eine Geißel, die er ungestraft gebrauchen darf, und mit der er gar leicht den Arbeiter kirre machen kann, dem es einfällt, sich darauf zu besinnen, daß er Mensch ist. Die Bedingungen in dem Kampfe mit dem Unternehmer um den vollen Arbeitsertrag sind unter sonst gleichen Umständen für den Heimarbeiter ungünstiger als für den Fabrikarbeiter.[1])

Zu diesen den Heimarbeiter als solchen treffenden Nachteilen kommt in den uns beschäftigenden Gewerbearten ein weiterer Umstand hinzu, der die Lage der Hausindustriellen verschlechtert. In der Konfektionsindustrie wird das ohnehin übergroße Angebot von Händen vermehrt durch eine nicht aus Arbeiterkreisen stammende Konkurrenz: Frauen des kleinen und mittlern Bürgertums helfen, zusammen mit der Sträflingsarbeit, die Preise noch weiter herabzudrücken.

Hierüber finden wir einiges in den Berichten über die Erhebungen, die das Reichsamt des Innern im Jahre 1887 über die Lage der Arbeiterinnen in der Konfektionsindustrie veranstalten ließ.[2]) Aus dem Regierungsbezirk Posen wird berichtet, daß Frauen aus besser gestellten Kreisen zu sehr niedrigen Preisen nebenbei für Wäschegeschäfte arbeiten, „und

1) Sombart a. a. O. S. 420.

2) „Ergebnisse der Ermittlungen über die Lohnverhältnisse in der Wäschefabrikation und der Konfektionsbranche u. s. w." Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des Reichstags, 7. Legislaturperiode, 1. Session 1887, Bd. III, Anlagebd. I, Aktenstück Nr. 83.

zwar weniger zur Befriedigung der für den Lebensunterhalt erforderlichen Bedürfnisse, als vielmehr zur Deckung von Luxusausgaben."[1]) Im Bericht des Gewerberats für Düsseldorf, Neuß, Barmen, Elberfeld und M.-Gladbach heißt es: „Der Erwerb solcher »Damen« (Angehörigen des besser situierten Mittelstandes) dient nicht zur Befriedigung notwendiger Bedürfnisse, sondern zur Befriedigung ihres oder ihrer Angehörigen persönlichen Hochmuts. Er wird vergeudet in Luxusartikeln, namentlich der Toilette, sodaß die Arbeitgeber der Damen durchweg mir erklärten, sie seien oft nicht imstande, die Damen auf der Straße, in Konzerten und auf Bällen wieder zu erkennen."[2]) Auch in Stuttgart, wo die Lage der Heimarbeiterinnen als „häufig sehr beklagenswert" dargestellt wird, trägt — nach dem vorliegenden Bericht — die Konkurrenz der besser gestellten Damen zur Verschlechterung der Löhne bei.[3])

Heute steht es damit nicht besser. Im vorigen Jahre schrieb die „Post" in einem Artikel, der die Hungerlöhne in der Konfektionsbranche behandelt:

„Eine große und gewichtige Konkurrenz wird namentlich den weiblichen Berufsarbeitern dadurch bereitet, daß Töchter aus gut situierten oder in gesicherten Existenzverhältnissen befindlichen Familien um jeden Preis arbeiten, nur um ein Taschengeld zur Anschaffung von Flitterkram zu erhalten. Gerade diese Töchter, die vor Nahrungssorgen geschützt sind, müßten auf gute Preise halten und dürften nicht mehr beitragen helfen, die Not ihrer Mitmenschen zu vergrößern."

Wenn diese Mahnung doch beherzigt würde! Aber es fehlt nur zu oft an jeder Einsicht. Und doch

---

1) a. a. O. S. 703 und 704.
2) a. a. O. S. 713 r. Sp.
3) a. a. O. S. 727 l. u. r. Sp.

sollte man von jeder halbwegs gebildeten Frau verlangen können, daß sie sich klar mache, was ihre Konkurrenz bedeutet. Wenn sie sich selbst nicht schämt, ihre Arbeit so gering anzuschlagen, so ist es doch ihre Pflicht, um ihrer Mitschwestern willen auf einen Nebenverdienst zu verzichten, der ihr vielleicht ein standesgemäßes Auftreten erleichtert, durch den eine arme Näherin aber hungert.

Wie fern diese Auffassung den meisten liegt, geht daraus hervor, daß die Frauen-Erwerbs-Gesellschaft zu Frankfurt a. M. im Jahre 1894 eine Abteilung für Hausindustrie errichtete, die einen Massenabsatz im In- und Auslande ermöglichen soll, um Tausenden erwerbsbedürftigen Frauen und Jungfrauen eine auskömmliche und angemessene Existenz im Hause zu verschaffen. Hier wird sicher das Beste gewollt, und doch werden durch dieses Unternehmen manche Arbeiterinnen in noch tieferes Elend geraten. Der Begriff „erwerbsbedürftig“ ist dehnbar. Wer weiß nicht, daß es auch im kleinen und mittlern Bürgertum an Misere, an schweren pekuniären Sorgen und mühsam verheimlichten Entbehrungen nicht fehlt? Niemand wird den so bedrängten das Recht absprechen, sich jedes Arbeitsfeld zu erschließen. Bei einem großen Teil derer aber, die sich für erwerbsbedürftig halten, spielen Vorurteile und tausend kleine Feigheiten mit, und sehr oft wäre der „Armut“ ihr Stachel genommen, wenn man den Mut hätte, sich offen zu ihr zu bekennen. Hier soll nicht das Gespenst des Hungers durch den Nebenverdienst gebannt werden, nur das des „nicht standesgemäßen Auftretens.“ Es ist gewissenlos, über fremde Existenzen hinweg zur äußern Wohlanständigkeit zu schreiten. In unsern Augen stehen diese Damen nicht höher als ein Mensch, der einem Verhungernden das Brot nimmt, um seine Tapeten damit rein zu machen.

Etwas weniger stark scheint die Konkurrenz ins Gewicht zu fallen, die durch die Gefängnisarbeit bereitet wird. Sie würde auch nach der Überführung des hausindustriellen Betriebes in den fabrikmäßigen fortfahren, die Löhne zu drücken. Immerhin hilft sie die traurige Lage der Heimarbeiter verschlechtern. Bei der Schilderung der Verhältnisse in Frankfurt a. M. und Wiesbaden, die sich auf die Erhebungen vom Jahre 1887 stützt, wird es als Mißstand hervorgehoben, „daß die Arbeit der Strafgefangnen zu sehr niedrigen Preisen an die Industriellen vergeben wird.“ [1]) Ein Unternehmer in Gotha, der die geringsten Löhne zahlte, führte den Rückgang des Geschäftsgewinns auf die Zuchthausarbeit zurück. Heute wird besonders in der Wäschekonfektion über die Konkurrenz der weiblichen Strafgefangnen geklagt.

Angesichts dieser Thatsachen ist es zum mindesten befremdend, wenn wir in den amtlichen Mitteilungen lesen: Die wegen Mangels an ständigen Arbeiterinnen eingeführte Beschäftigung weiblicher Sträflinge besteht mit befriedigendem Erfolge fort. [2])

Zwischen hausindustriellem Betriebe und äußerst niedrigen Löhnen besteht ein ursächlicher Zusammenhang. Verschwände diese Betriebsform heute, so würde sich in den günstigern Fällen durch den persönlichen Verkehr von Arbeitgeber und Arbeiter eine Humanisierung der Verhältnisse anbahnen. Wo dies nicht geschähe, bliebe es der öffentlichen Meinung überlassen, die brutalste Ausbeutung zu verhindern, indem sie den Fabrikherrn brandmarkt, der seine Arbeiter, die jeder dann als in seinem Lohne

---

1) a. a. O. S. 715 r. Sp.

2) Amtliche Mitteilungen für 1882 S. 388 und für 1884 S. 315, zitiert bei Herkner III. Bd. des Archivs für soziale Gesetzgebung u. s. w. S. 230.

stehend kennt, aus Gewinnsucht dem Elende überliefert. Auch die Konkurrenz der Bessergestellten verschwände bei der Überführung der Hausindustriellen in den fabrikmäßigen Betrieb, denn diese „Damen“ würden dafür danken, sich als Fabrikmädchen ein Taschengeld zu verdienen.

Da sich aus der erbärmlichen Entlohnung die andern schweren Mißstände ergeben, unter denen die Heimarbeiter zu leiden haben, so empfiehlt es sich, an erster Stelle die Lohnverhältnisse zu betrachten. Vorauszuschicken ist, daß die den Heimarbeitern gezahlten Löhne nicht mit denen der Fabrikarbeiter in eine Linie gestellt werden dürfen. Vergleichbar werden die Löhne beider erst, nachdem man die Mehrausgaben des Heimarbeiters gegenüber denen der Fabrikarbeiter in Rechnung gebracht hat. Der Hausindustrielle stellt Werkstätte und Maschinen, Licht und Heizung und dazu oft die Zugaben selbst, die bei fabrikmäßigem Betriebe vom Unternehmer geliefert werden. Ausgenommen sind hiervon nur die auf den Werkstellen der Zwischenmeister arbeitenden, deren Löhne allerdings in einem Maße herabgedrückt erscheinen, daß es unfaßlich ist, wie Menschen bei solchen Einnahmen das nackte Leben fristen können.

Auch auf die Gefahr hin, den Leser zu ermüden, dürfen wir es doch nicht unterlassen, hier einiges Thatsachenmaterial anzuführen. Erschöpfend lassen sich die Lohnverhältnisse in dem uns interessierenden Gewerbe nicht in einer Broschüre behandeln. Eine genaue Erhebung über die Hausindustrie in der Konfektion wäre die Vorbedingung für eine wissenschaftliche Besprechung, und eine solche fehlt vollkommen. Wir begnügen uns, einige Lohnsätze anzuführen, die thatsächlich in den Zentren der Kleider- und Wäschekonfektion gezahlt werden, und werden überall, wo

sich ein Durchschnittslohn[1]) ermitteln ließ, ihn angeben. Die Zahlen sind teils den Berichten von Fachleuten, teils den amtlichen Veröffentlichungen oder der Presse entnommen. Es sei vorher bemerkt, daß günstigere Lohnsätze, als die anzuführenden, vereinzelt überall vorkommen. Solche Ausnahmefälle gehören nicht hierher: es giebt schlesische Weber, denen es leidlich gut geht, und doch wird eine Arbeit über das Weberelend nicht seitenlange Betrachtungen anstellen über den einen, der sein Auskommen hat, während von Tausenden zu reden ist, die darben. Unterhaltend werden diese nächsten Seiten nicht sein, aber die „langweiligen" Zahlen dürften jedem denkenden Menschen einen Ausblick eröffnen auf eine Welt von Elend und Entbehrung, auf Abgründe der Verkommenheit, auf einen langsamen, stummen Todeskampf Hunderttausender. Und um die Erkenntnis dieser Zustände dürfen wir uns nicht feige herumdrücken. Man muß ihnen ins Auge sehen, auf die Gefahr hin, etwas an leichtem Sinn, ja selbst an Lebensfreudigkeit einzubüßen. Nur die Erkenntnis kann den Weg zur Besserung weisen, und ein ernstes Arbeiten für diese Besserung giebt eine neue, höhere Freudigkeit, deren Bedingung nicht das Ignorieren des Elends, sondern der Kampf gegen das Elend ist.

Bei Betrachtung der Lohnverhältnisse haben wir es fast ausschließlich mit Akkordlöhnen zu thun; für das Anfertigen eines Stückes wird ein bestimmter Preis bezahlt. Eine andre Form der Entlohnung ist bei hausindustriellen Betrieben nur in Zwischenmeisterwerkstellen möglich und bildet auch dort die Ausnahme. Wo es sich um festen Tagelohn handelt, wird dies be-

1) Über die Verwertbarkeit der in der Regel gegebnen Durchschnittsziffern vgl. Kuno Frankenstein, Die Lage der Arbeiterinnen in den deutschen Großstädten. Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung u. s. w. N. F. XII. Jahrgang, S. 173 und 174.

sonders hervorgehoben werden. An amtlichem Material stehen uns vor allem die schon früher zitierten Erhebungen über die Lage der Arbeiterinnen in der Konfektion zu Gebote. Sie geben Aufschlüsse über die Entlohnung der weiblichen Arbeitskraft in diesem Gewerbe, doch fehlen genaue Angaben bei hausindustriellen Betrieben begreiflicherweise sehr oft.

In Berlin wurden 1887 für das Nähen von einem Dutzend Manschetten 60 bis 110 Pfennige, von einem Dutzend Kragen 50 bis 85 Pfennige bezahlt. Für zwölf Herrenhemden, bei denen der Einsatz sowie Kragen und Manschetten fertig geliefert werden, erhielt die Näherin 2,50 Mark bis 6,50 Mark. Ein Dutzend mit der Hand genähte Knopflöcher wurden mit 10 Pfennigen, ein Groß mit der Maschine gefertigte mit 90 Pfennigen bezahlt. Bei diesen Lohnsätzen soll — bei wie langer Arbeit wird nicht erwähnt — ein Wochenverdienst von 12 bis 15 Mark erzielt werden, von dem 1 Mark für das Nähgarn abzuziehen ist. In der Kleider- und Mäntelkonfektion war über Stücklöhne nichts bestimmtes zu ermitteln. Je nach der Mode, nach Façon und Besatz, kommen dort sehr große Schwankungen vor. Eine geschickte Arbeiterin konnte 8 bis 9 Mark, eine ungeübte 4 bis 5 Mark wöchentlich verdienen, wobei hervorzuheben ist, daß die Saison nur fünf Monate dauert.[1])

Nächst Berlin ist Erfurt der bedeutendste Ort der Mäntelkonfektion. Der Durchschnittsverdienst der Handnäherin überstieg ausnahmsweise 6 Mark und sank bei „mindertüchtigen Arbeiterinnen auf $2^1/_2$ Mark, vereinzelt auch noch niedriger.“[2]) Ein Unterschied zwischen Wäsche- und Kleiderarbeiterinnen bestand

---

1) a. a. O. S. 713.
2) a. a. O. S. 707 r. Sp.

in der Entlohnung nicht, nur stockte die Arbeit in der Kleiderkonfektion, während Wäschenäherinnen ziemlich regelmäßig beschäftigt wurden. Berechnet man den durchschnittlichen Verdienst eines Jahres, so ergiebt sich bei beständiger Arbeit ein Wochenlohn von 5 Mark, bei Einschluß arbeitsloser Zeiten von $4^1/_2$ Mark.

Einer der Hauptorte der Herren- und Knabenkonfektion ist Breslau, und auch hier ist hausindustrieller Betrieb die Regel. Die Zahlen, die der Bericht angiebt, beziehen sich nicht allein auf Heimarbeiter. Die Stepperinnen und die, die Knopflöcher nähen, verdienten 0,70, 1,20, 1,50 bis 2 Mark täglich bei elf- bis zwölfstündiger Arbeitszeit.[1]) Ob in der Hausindustrie, wo regelmäßig länger gearbeitet wird, ein höherer Verdienst erzielt werden konnte, wird nicht erwähnt.

Für Stettin, wo viel Exportware gemacht wird, liefert der Enqueteberícht interessante Angaben über die Lohnverhältnisse der Fabrikarbeiterinnen. Arbeiterinnen in der Wäschefabrikation erhielten 4,80 bis 9,60 Mark, in der Damenkonfektion 4,50 bis 9,00, in der Herrenkonfektion 3,60 bis 5,00 Mark, und in der Knabenkonfektion schwankte der Verdienst zwischen 3,00 und 3,60 Mark! Über den Verdienst der Heimarbeiterinnen wird nur wenig berichtet. Für ein Dutzend Knabenanzüge, bestehend aus Jacke, Hose und Weste oder Leibchen zum Anknöpfen der Hose, wurden 3 bis 5 Mark bezahlt, für ein Dutzend Männerhosen gab es 1 Mark bis 1,50 Mark. Bei sehr langer Arbeitszeit konnte ein Reinverdienst von 0,50 bis 0,80 Mark täglich erzielt werden.[2])

Der Bericht des Gewerberats für Düsseldorf,

---

1) a. a. O. S. 707 r. Sp.
2) a. a. O. S. 702|703.

Neuß, Barmen, Elberfeld und M.-Gladbach, einem Distrikt, in dem sehr viele Konfektion, besonders Arbeitersachen hergestellt werden, hebt die allgemeine Verbreitung des hausindustriellen Betriebes hervor. Eine Einzelarbeiterin verdiente durch das Nähen von Joppen, bei einer Arbeit, die von fünf Uhr früh bis nachts um zehn Uhr währte, wöchentlich 6 bis 7 Mark.[1]) Über den Durchschnittslohn werden keine Angaben gemacht.

Eine Heimarbeiterin, die für ein Wäschegeschäft nähte und auf dreizehn, oft aber auch nur auf acht oder neun Stunden täglich Arbeit erhielt, verdiente in sechzehn Monaten 419,47 Mark; für Nähstoffe und Maschinenreparatur gab sie in derselben Zeit 26,97 Mark aus. Nach Abzug dieser Summe ergiebt sich ein wöchentlicher Lohn von 5,95 Mark. Während dieser sechzehn Monate hatte sie allein an Miete 292 Mark zu zahlen; von dem Reste des Geldes sollte sie sich und ihre zwei Kinder ernähren und kleiden![2])

Die Lage der Arbeiterinnen in Bielefeld, Herford, Lübbecke und Oeynhausen wird als ziemlich günstig geschildert, und doch schwankte der tägliche Verdienst in der Wäschebranche zwischen 0,83 Mark und 2,38 Mark.[3]) Allerdings ist dieser Verdienst für eine zehnstündige Arbeitszeit berechnet, während thatsächlich viel länger gearbeitet, also auch mehr verdient wurde.

Über Sachsen, wo an größern Städten für die Konfektion nur Dresden und Leipzig in Betracht kommen, liegt ein kurzer Bericht vor. Der durchschnittliche Tagelohn für Dresden in der Wäschefabrikation bezifferte sich auf 0,75 bis 1,55 Mark täg-

1) a. a. O. S. 712 l. Sp.

2) a. a. O. S. 710/711.

3) a. a. O. S. 708. 709.

lich.[1]) Die Angaben über Leipzig beziehen sich nicht speziell auf Heimarbeiter. Der wöchentliche Verdienst der Anfängerinnen betrug 3 bis 5 Mark, mittlerer Arbeiterinnen 7,50 bis 10 Mark, besonders guter 10 bis 13 Mark.[2]) Die ausgedehnten ländlichen Bezirke, in denen Wäsche- und Kleiderkonfektion hergestellt wird, die Oberlausitz, wo sich ganze Dörfer mit Herrenkonfektion beschäftigen, Seifhennersdorf mit seinem großen Fabrikbetriebe werden nicht behandelt.

In Württemberg hatten unter 64 Wäsche- und Kleiderkonfektionsgeschäften zwölf nur hausindustriellen Betrieb, und nicht mehr als vierzehn ließen ausschließlich in eignen Werkstätten arbeiten.[3]) Der tägliche Verdienst der Heimarbeiter stieg in einem einzigen Geschäfte bis auf 2,40 Mark und sank bis zu 42 und 35, ja in einem Falle bis zu 20 Pfennigen.[4]) Für ein Hemd wurde in Besigheim 4 bis 21 Pfennige gezahlt. Bei einem Weißwarengeschäft in Ludwigsburg war es bei fünfzehn- bis achtzehnstündiger Arbeit möglich, 1 bis 1,20 Mark zu verdienen.[5])

Nur noch aus dem Berichte des Fabrikinspektors für Hessen möchten wir einiges zitieren, ehe auf die heutigen Lohnverhältnisse übergegangen wird. Für das Nähen eines Arbeiterhemdes erhielten die Arbeiterinnen 15 Pfennige und hatten noch die Nähfäden zu liefern. Nach Angabe der Arbeitgeber sollte es möglich sein, zehn Stück im Laufe eines Tages herzustellen. Diesem steht die Behauptung der Arbeiterinnen gegenüber, wonach nicht mehr als drei

---

1) a. a. O. S. 718 r. Sp.
2) a. a. O. S. 720 r. Sp.
3) a. a. O. S. 730 nach der Tabelle berechnet.
4) a. a. O. S. 724 l. Sp.
5) a. a. O. Tabelle S. 730 Sp. 4te lfd. Nr. 12.

Hemden täglich gemacht werden können. Das würde einen Tagesverdienst von 45 Pfennigen bedeuten![1])

Man vergesse nicht, daß es sich bei den bisher angeführten Zahlen um Entlohnung weiblicher Arbeit handelt. Die Ausbeutung der Frau hat noch weit höhere Grade erreicht als die des männlichen Arbeiters. Die der Frau gezahlten Löhne sinken so tief, daß sie nicht mehr die Beschaffung des physiologischen Existenzminimums gewährleisten. Derartigen Lohnverhältnissen gegenüber bleibt dem Manne nichts übrig als zu verhungern. Aber nicht einmal diese Form der Arbeitseinstellung setzt die Frau der Ausbeutung entgegen: ihr bleibt ja — die Prostitution. Die durch die Möglichkeit dieses „Nebenerwerbs" und andre, hier nicht näher zu erörternde Umstände bedingte Niedrigkeit der Frauenlöhne drückt natürlich den Verdienst des Mannes, und es ist anzunehmen, daß in der mittlern und Stapelbranche die Bezahlung der männlichen Arbeiter nur um weniges besser ist als die der Frauen. Eine Erhebung über die Entlohnung der männlichen Heimarbeiter in der Konfektion, die sich der Enquete vom Jahre 1887 an die Seite stellen ließe, ist nicht angestellt worden. Einiges Material darüber liefern M. Neefe in seinen Ermittlungen über die Lohnverhältnisse in Breslau (Breslau, 1887) sowie die seit 1881 jährlich erscheinenden amtlichen Ermittlungen über die Lohnverhältnisse in Berlin.

Der vom Reichsamt des Innern fertiggestellte Enqueteberich datiert neun Jahre zurück. Wenn er trotzdem eine so eingehende Berücksichtigung gefunden hat, so geschah es, weil er das wertvollste amtliche Material liefert, was zur Verfügung steht. Wie haben sich inzwischen die Verhältnisse gestaltet?

---

1) a. a. O. S. 744 l. Sp.

Die deutsche Konfektion, der seit dem Jahre 1870 und 1871 der Weltmarkt offen steht, hat in den letzten Jahren noch an Bedeutung und Umfang zugenommen. Im „Konfektionär," dem Organ der Unternehmer und Händler, lesen wir: „Im Jahre 1892 haben sämtliche Konfektionsbranchen, worunter Mäntel-, Herren-, Kinder-, Jupons- und Blusenkonfektion, Wäsche-, Weiß-, Putzwaren wie Kinderkonfektion[1]) zu verstehen sind, für 124430600 Mark Ware nach dem Auslande gesandt. Eine Statistik über den inländischen Konsum fehlt, doch kann man wohl mindestens das doppelte dieses Betrages als den Verbrauch des Inlandes bezeichnen, sodaß der Gesamtumsatz sämtlicher deutschen Konfektionsbranchen auf mindestens 400 Millionen Mark zu bemessen ist." Eine Industrie, die einen derartigen Umsatz zu verzeichnen hat, beschäftigt natürlich eine ungeheure Zahl von Händen. Wir wenden unsre Aufmerksamkeit vor allem den Heimarbeitern zu; diese haben sich seit 1891 unverhältnismäßig vermehrt, eine Thatsache, auf deren Ursache wir an andrer Stelle näher eingegangen sind. Ist nun die Lage der Heimarbeiter, die in einem der blühendsten Industriezweige thätig sind, besser geworden, während ihre Waren Millionen nach Deutschland gebracht haben?

Über die Berliner Lohnverhältnisse liegen zahlreiche zuverlässige Angaben vor. Ein Dutzend Kragen zu nähen kostet 0,50 bis 0,80 Mark, ein Dutzend Manschetten 0,60 bis 1,10 Mark, ein Dutzend mit der Hand genähte Knopflöcher 0,10 Mark u. s. w.[2])

---

1) Wir gebrauchen das Wort Konfektion nicht ganz in diesem Sinne, da wir die Herstellung von Putzwaren nicht unter den Begriff fallen lassen. Im Einklang mit der Terminologie des statistischen Amtes verstehen wir unter Konfektion „die Verfertigung von fertigen Kleidern und Wäsche."

2) Gewerberat v. Stülpnagel: Über Hausindustrie in Berlin und den nächstgelegnen Kreisen. Schriften des Vereins für Sozial-

Bei der Wäschekonfektion ist die Ausschließung von Zwischenpersonen die Regel. Darauf ist es wohl zurückzuführen, daß Heimarbeiter dieselben Stücklöhne erhalten, die in der Fabrik gezahlt werden. „Eine Arbeiterin verdient als Anfängerin oder mit geringem Geschick nur 5 Mark pro Woche, während die andre es in derselben Zeit auf das dreifache bringt.“ [1]) Weiter berichtet v. Stülpnagel auf Grund von Büchern, die ihm ein Fabrikant zur Einsicht überließ, daß an 264 Näherinnen im Durchschnitt wöchentlich 15,50 Mark bezahlt würden, im Maximum 19 Mark, im Minimum 5 Mark. Es handelt sich um Löhne für Fabrikarbeiterinnen, von denen v. Stülpnagel annimmt, daß sie an sich, d. h. ohne Berücksichtigung der Mehrausgaben des Heimarbeiters, dem Verdienst der Heimarbeiterinnen gleichkommen. Hiervon abgesehen, kann man die aus dem Jahre 1890 stammenden Angaben auch für die jetzige Zeit als giltig betrachten, da die Wäschekonfektion seitdem keine wesentlichen Lohnschwankungen aufweist.

Einer Septembernummer des „Konfektionärs“ vom vorigen Jahre entnehmen wir weitere Zahlen:

„Eine Wäschenäherin erhält für das Dutzend Damenhemden 1,25 bis 2 Mark, für sehr gute Ware 3,50 bis 4 Mark, Oberhemden werden mit 3, 5 und 6 Mark bezahlt; die bessern erfordern jedoch soviel Arbeit an doppeltem Absteppen, Füttern und feinen Knopflöchern, daß die Arbeiterinnen in der Regel billige Arbeit, sogenannte Schleuderarbeit, vorziehen. Am schlimmsten sind die Schürzenarbeiterinnen daran. Sie erhalten von manchen Geschäften für das Dutzend Wirtschaftsschürzen nur 0,60 bis 0,75 Mark. Arbeiterhemden, die unendlich viel Mühe machen, auch ihrer

---

politik XLII. Die deutsche Hausindustrie, Bd. V. Leipzig, Duncker und Humblot. S. 10.

1) v. Stülpnagel a. a. O. S. 9.

schweren und oft sehr übelriechenden Stoffe wegen schlecht zu nähen sind, werden mit 1,25 Mark das Dutzend bezahlt, hier und da giebt es wohl auch nur 1 oder 0,90 Mark. Wollene Damenhemden werden in gleicher Weise bezahlt, wollene Damenbeinkleider sogar nur mit 0,80 Mark, sehr gute mit 1,75 Mark. Sporthemden, die ebenso genau wie Oberhemden gearbeitet sein müssen, schwanken zwischen 1,75 und 2,40 Mark. Bedenkt man nun, daß die Näherin von all diesen Sachen wohl kaum ein Dutzend am Tage fertig stellen kann, so kann man sich ein ungefähres Bild von ihren Einkünften machen."

Ähnlich ist der Verdienst in der Damenkonfektion. Der „Konfektionär" schreibt über die in der blühendsten Branche, der Mäntelkonfektion, gezahlten Preise: „Diese billigen Löhne sind jetzt auf einem Standpunkte angelangt, der nicht mehr übertroffen werden kann." An andrer Stelle heißt es: „Die Mäntelnäherin verdiente früher viel; augenblicklich aber giebt es für ein Jackett nur noch 0,90 Mark, oft noch weniger, für einen Regenmantel 1,25 Mark." Weiter lesen wir: „Die Anfängerin erwirbt 5 bis 8 Mark wöchentlich, während tüchtige alte Arbeiterinnen es auf 9 bis 12 Mark bringen. Unter tüchtig versteht man in Berlin aber sehr viel. In einigen Geschäftskreisen, z. B. der Mäntelkonfektion, verdienen geübte, geschickte Arbeiterinnen bis zu 15 Mark wöchentlich, auch wohl mehr, wenn sie die halbe Nacht mit zum Arbeitstage rechnen. Solche Ausnahmen sind nicht maßgebend. Gewöhnlich bringen sie es nicht höher als auf 9 Mark."

In einer Zwischenmeisterwerkstelle in Berlin[1]) erhält die Arbeiterin für das Nähen eines fein durchbrochnen Umhangs mit Futter, für eine zwei bis drei Stunden erfordernde Arbeit 20 Pfennige, für

---

1) Soziale Bilder u. s. w. a. a. O. S. 294.

einen großen Wintermantel mit Pelerine, an dem sie zehn Stunden zu thun hat, 90 Pfennige, für ein Jackett mit Revers (fünfstündige Arbeit) 50 Pfennige u. s. w.

Eine Damenkonfektionsfirma Berlins vergiebt die Anfertigung von Trikottaillen an Heimarbeiter und zahlt für ein Dutzend 1,60 bis 2,50 Mark. Ein Arbeiter näht zusammen mit seiner Frau für dieses Geschäft von fünf Uhr morgens bis elf Uhr nachts, und beide erzielen gemeinsam einen Wochenverdienst von 9 Mark.[1]) Der Gesamtverdienst einer Mäntelnäherin, die zu den tüchtigsten ihrer Branche gehört, wird in dem schon zitierten Artikel des Sozialpolitischen Centralblattes angeführt. 1893 verdiente sie in 45 Arbeitswochen 417,85 Mark. Der niedrigste Wochenlohn betrug 4,37 Mark, der höchste 25,50 Mark. In den 49 Arbeitswochen des nächsten Jahres brachte sie es auf 537,03 Mark, und die Wochenlöhne schwankten zwischen 3,31 und 18,75 Mark. Diese Arbeiterin ist in einer Zwischenmeisterwerkstätte beschäftigt, pflegt aber, wie das allgemein üblich ist, noch Arbeit mit nach Hause zu nehmen; für Zuthaten sind wöchentlich 60 bis 70 Pfennige abzurechnen. Der Artikel kommt zu dem Schlusse, daß es nicht zu niedrig gegriffen sein dürfte, wenn man den Durchschnittslohn einer guten Arbeiterin auf 8 bis 10 Mark, einer mittlern auf 5 bis 6 Mark und einer jugendlichen auf 2 bis 3 Mark angiebt.

Die Zustände in der Herrenkonfektion werden gekennzeichnet durch eine am 24. Januar 1892 an das königlich preußische Staatsministerium gerichtete Eingabe des Vereins der Militär- und Zivilschneider Berlins. Unter anderm wurde in diesem Schriftstücke angeführt, daß für die Anfertigung eines vollständigen

---

1) Fachzeitung für Schneider, Organ des Verbands der Schneider und Schneiderinnen und verwandten Berufsgenossen. Hamburg. Redaktion und Verlag H. Stühmer. 7. Jahrgang, Nr. 12.

Postbeamtenanzugs (bestehend aus Rock, Hose und Mütze) für einen Briefträger z. B. 5 Mark bezahlt werden. — Je nach der Qualität der Arbeit sind die Lohnsätze verschieden, sodaß in einem Genre zwölf bis fünfzehn verschiedne existieren. Billigere Sachen werden fast ausschließlich an Heimarbeiter vergeben. Für einen Rock, für den er 3 bis 3,50 Mark erhält, zahlt der Zwischenmeister 2 bis 2,50 Mark; seine Anfertigung dauert mindestens zehn Stunden. Hausindustrielle Arbeiterinnen bekommen für das Nähen einer Hose 20 bis 25 Pfennige oder 30 bis 35 Pfennige u. s. w.[1])

In der Knabenkonfektion, wo Sweating System Regel ist, werden an die Arbeiterinnen für ganze Anzüge 1,30 bis 2 Mark bezahlt. Der wöchentliche Verdienst schwankt zwischen 3 und 10 Mark. Zwei für ein Knabenkonfektionsgeschäft sechs Jahre thätige Frauen machen folgende Angaben: „Sie verarbeiten Knabenanzüge in der Größe von I bis V pro Anzug für 65 Pfennige. Der Anzug wird für diesen Preis verkaufsfertig dargestellt. Durch außerordentliches Geschick fertigen sie bei täglich zwölfstündiger Arbeit wöchentlich je 20 Anzüge an und bringen es somit auf 13 Mark Wochenlohn.“[2])

In Erfurt giebt es nur Damenkonfektion. Ein Fachmann schreibt uns, daß bei Akkordarbeit durchschnittlich 0,70 bis 1,25 Mark verdient werden. Im Tagelohn stehen nur die beim Zwischenmeister arbeitenden Stepperinnen, von denen in der Regel eine auf zehn Arbeiterinnen kommt. Diese erhalten bei elfstündiger Arbeit 1,20 bis 1,70 Mark. Bei solchen Lohnsätzen kommt es noch vor, daß manche Zwischenmeister unregelmäßig zahlen und gewissenlos lange

1) Vgl. Timm, Soziale Bilder aus der Berliner Konfektion. Sozialpolitisches Centralblatt, IV. Jahrgang, S. 129.

2) Timm a. a. O. S. 129.

den Lohn einbehalten. So hat z. B. eine Arbeiterin von ihrem „Meister" 200 Mark zu fordern! Die eleganten Damenmäntel Erfurts aber gehen durch die ganze Welt, und ein Blick auf die hochentwickelte Konfektionsindustrie läßt uns stolz unser Haupt erheben.

Für Breslau kommt hauptsächlich die Herrenkonfektion in Betracht. Eine dortige Engrosexportfirma bezahlt für einen Überzieher 2,25 bis 2,75 Mark; für einen einreihigen Sacco 1 Mark, für Hosen 50 bis 70 Pfennige, wobei Schnalle, Haken und Ösen zu liefern sind. Die Stückpreise sinken soweit, daß häufig für Hosen 25 bis 30 Pfennige, für Westen 15 Pfennige, für einen Rock 50 Pfennige bezahlt werden. Nur bei der Herstellung von besserer Ware finden sich befriedigende Lohnsätze, aber diese wird natürlich nur in geringem Umfange hergestellt.

Von durchaus fachkundiger und zuverlässiger Seite wird der durchschnittliche Wochenlohn für die in der Herrenkonfektion beschäftigten Frauen bei einer tüchtigen Arbeiterin auf 6 bis 6,50 Mark, bei einer mittlern auf 4 bis 4,50 Mark und bei einer ungeübten auf 3 bis 3,50 Mark angegeben. Hier ist der Gesamtverdienst eines Jahres auf die einzelne Woche zurückgerechnet, mit Einschluß der sechs bis acht Wochen der Arbeitslosigkeit, wie jedes Jahr sie bringt. Im allgemeinen erzielt der Mann etwas höhern Verdienst, doch verdient er im Durchschnit selten mehr als 12 Mark wöchentlich und sein Wochenlohn sinkt bis zu sieben Mark.

Die Lieferungsbücher von sechs Näherinnen Stettins, die man uns zur Verfügung gestellt hat, weisen einen Jahresverdienst von 475, 782, 463, 514 und 661 Mark auf. Diese Näherinnen sind in den verschiedensten Branchen beschäftigt, und das mag, im Verein mit der verschiednen Geschicklichkeit und

Schulung, die großen Unterschiede des Verdienstes veranlassen. Im Jahre 1895 bezahlte eine Stettiner Firma für einen Winterpaletot 2 Mark (während ein Jahr vorher noch 3 Mark gegeben wurden), für zweireihige Herrenjacketts 1,75 bis 2 Mark, für Winterjoppen 1,75 Mark u. s. w.[1])

In Bielefeld, Herford und Umgebung werden billige Stapelwaren, sogenannte Arbeitersachen hergestellt, und hier wird uns von Lohnverhältnissen berichtet, die ans Unglaubliche grenzen. In Herford, wo 600 bis 1000 Schneider und Schneiderinnen für Konfektionsgeschäfte thätig sind, wird für das Nähen einer Hose 7 Pfennige, für eine Weste ebensoviel, für ein Dutzend Jacketts 3 bis 4 Mark gezahlt. Ähnliche Löhne finden wir in Bielefeld, wo gegenwärtig 21 große Konfektionsgeschäfte bestehen.

Für Sachsen liefert eine Erhebung vom vorigen Jahre, die von den Schneidergewerkschaften ausging und sich über 35 Orte erstreckte, wertvolles Material. 306 Geschäfte, über die Fragebogen ausgefüllt wurden, beschäftigten in der Saison 4262 Schneider, darunter 2240 Heimarbeiter. Der Bericht giebt die Zahl der Arbeitslosen in der stillen Zeit auf etwa 30 Prozent an. Schneiderinnen wurden 632 als auf Werkstätten, 537 als zu Hause beschäftigt angegeben.[2]) Der durchschnittliche Wochenverdienst beziffert sich auf 16,84 Mark, doch ist hervorzuheben, daß sich 250 Maßgeschäfte unter den befragten befanden. Für Konfektionsarbeiter schwankt der Lohn in Dresden zwischen 12 und 7 Mark wöchentlich und sinkt in manchen Fällen noch tiefer. Nur von besonders tüchtigen Arbeitern können in der Saison 18 Mark und darüber verdient werden. Arbeiterinnen verdienen durchschnittlich 6 bis 8,50 Mark in der Woche.

---

1) Fachzeitung a. a. O. 8. Jahrgang, Nr. 8.

2) Fachzeitung a. a. O. 8. Jahrgang, Nr. 10.

Ähnlich liegen die Verhältnisse in Leipzig, während in Zittau meist erbärmlich schlecht bezahlt wird.

Über die Zustände in Württemberg geben die von der Gewerkschaft der Schneider im Jahre 1893 veranstalteten Erhebungen Aufschluß. Sie bieten, wie uns ein Fachmann versichert, auch ein genaues Bild der heutigen Lohnverhältnisse, da eine Änderung seitdem nicht eingetreten ist. Die Stückpreise für Herren sachen beziehen sich nur auf Maßarbeit, und der Tagelohn, der zwischen 2,50 und 4 Mark schwankt, wird nur von Fabrikarbeitern verdient. Unser Stuttgarter Gewährsmann giebt den Verdienst der Heimarbeiter in dieser Branche, bei dreizehn- bis vierzehnstündiger Arbeitszeit, wie sie die Saison fordert, auf 14 bis 18 Mark an. Über die Dauer der Saison ist nichts zu ermitteln. Von Januar bis gegen Mai ist hier die beste Zeit. Über den Jahresverdienst liegen die Angaben von fünf Heimarbeitern in der Konfektionsbranche vor. Der Verdienst beläuft sich auf 600, 700, 700 bis 800 und bei den beiden letzten auf je 900 Mark. Bei diesen arbeitet die Frau mit.

Die Resultate der Erhebungen, die sich auf die Arbeiterinnen der Damen- und Wäschekonfektion und in Trikotwarenfabriken beziehen, sind für uns von Interesse. Die im Akkord schaffenden Arbeiterinnen haben einen Durchschnittsverdienst von 8,83 Mark die Woche, also 1,47 Mark den Tag. Der niedrigste Verdienst beziffert sich auf wöchentlich 3 Mark, der höchste auf 15 Mark. Einige Akkordpreise mögen veranschaulichen, welcher Fleiß aufgewendet werden muß, um es überhaupt auf den Verdienst von 8,83 Mark zu bringen. Für Herrenhemden werden in Stuttgart 13 bis 16 Pfennige für das Stück gezahlt, für Touristenhemden 20 bis 40 Pfennige, für eine Unterhose 10 bis 12 Pfennige, für ein Unterleibchen 4 bis 10 Pfennige u. s. w. Etwas besser wird in der Damen-

konfektion entlohnt. Der Lohnsatz für ein Jackett bewegt sich zwischen 4,50 und 8 Mark, für einen Regenmantel zwischen 4,50 und 7,50 Mark; für einen Staubmantel werden 4,50 bis 6,50 Mark bezahlt. Die Preise für Lagerarbeit sind durchweg niedriger.

Die Angaben von siebzehn Betrieben, die zusammen 773 Arbeiterinnen beschäftigen, darunter fast 300 Heimarbeiter, haben zu diesen Ergebnissen geführt. Aber wir können es nicht unterlassen, auf einige Fälle krasser Ausbeutung hinzuweisen, von denen wir durch einen Fachmann, der tiefe Einblicke in die Stuttgarter Verhältnisse zu thun Gelegenheit hat, unterrichtet sind. Ein Maskengarderobegeschäft zahlt bei zwölfstündiger Arbeitszeit einen Durchschnittslohn von 50 Pfennigen täglich. Eine einzige Arbeiterin, die schon mehrere Jahre für das Geschäft arbeitet, bringt es bis auf 2 Mark, die andern erhalten selbst für den Sonntag, der in der Saison als voller Arbeitstag gilt, nicht mehr als 50 Pfennige. Für Überstunden, von acht bis elf oder zwölf Uhr nachts, werden 10 Pfennige bezahlt!

Während im Jahre 1887 von München als einem Sitze der Konfektionsindustrie gar nicht die Rede war, nimmt heute die bayrische Hauptstadt unter den Zentren der Konfektion einen nicht unbedeutenden Platz ein. Eine dortige Militäreffektenfabrik zahlt für die Anfertigung eines Unterbeinkleides 8 Pfennige, für das Nähen eines Bettüberzugs 7, für das Säumen zweier Handtücher 1 Pfennig. Zwei geübte Näherinnen können in fünfzehn Stunden zehn Unterhosen fertig machen; bei fünfzehnstündiger Arbeit verdient also eine jede 40 Pfennige. Das Nähen von einen Dutzend Damenhemden wird mit 1,30 bis 2,10 Mark entlohnt; bei sehr guter Ware steigt der Lohn bis zu 3,60 und bis zu 4,20 Mark. Derartige Arbeit muß aber sehr sorgfältig gefertigt

werden, sodaß sich der Verdienst nur unwesentlich erhöht. Wer sieht es der eleganten, spitzengezierten Wäsche an, daß sie von Menschen verfertigt wird, bei denen die bitterste Not ein steter Gast ist? Noch erbärmlicher werden aber in München die Schürzennäherinnen entlohnt: für das Nähen von einem Dutzend Wirtschaftsschürzen giebt es 60 bis 80 Pfennige. Sogenannte Arbeiterhemden, die wegen des groben Stoffs sehr mühsam zu nähen sind, werden mit einem Dutzendpreis von 0,90 bis 1,05 Mark, in günstigen Fällen mit 1,30 Mark bezahlt. Das Nähen von zwölf wollnen Damenhosen bringt volle 80 Pfennige ein! Diese Angaben sind uns von vertrauenswürdiger, fachkundiger Seite verbürgt.

Ehe wir uns von den Lohnverhältnissen zu den sich aus ihnen mit Notwendigkeit ergebenden Erscheinungen wenden, bleibt es noch übrig, einen Blick auf die Ausnützung der jugendlichen Arbeitskraft zu werfen. Die Möglichkeit einer übermäßigen Anspannung der Halbwüchsigen und Kinder ist durch die Eigentümlichkeit gerade des hausindustriellen Betriebes gegeben. Allerdings sind es die niedrigen Löhne, die die Eltern in die Zwangslage bringen, ihre Kinder mitarbeiten zu lassen; in diesem Sinne wäre dies traurige Kapitel schon unter die Folgen der elenden Lohnverhältnisse einzureihen. Über diese Ausnutzung der Kinder durch die eignen Eltern berichtet aber keine Statistik. Manches junge Menschenkind mag den Keim zu schwerem Siechtum oder frühem Tode in einer über der Näharbeit verbrachten Jugend, in einer freudlosen Kinderzeit ohne Luft und Licht gelegt haben. All dieses Elend ist stumm. An das Ohr der Öffentlichkeit dringt keine Klage — im vielgepriesenen „Heim“ des Heimarbeiters spielen sich Tragödien ab, von denen kein Buch berichtet. Über die Art aber, wie die Zwischenmeister ihre

Lehrlinge oder Lehrmädchen ausnutzen, verlautet doch von Zeit zu Zeit etwas, und diese Fälle gehören hierher, denn sie illustrieren die Lohnbedingungen, unter denen in der Hausindustrie gearbeitet wird.

In dem Schreiben des Gewerberats für Düsseldorf, Neuß, Barmen, Elberfeld, M.-Gladbach, das sich in dem mehrmals erwähnten Bericht des Ministeriums des Innern findet, sind zwei solcher Fälle beleuchtet. In der Werkstätte eines Zwischenmeisters (Konfektion) erhielt die Tochter einer armen Witwe im ersten Jahre gar keinen Lohn, im zweiten 3 Mark wöchentlich, im dritten 4 Mark, im vierten 5 Mark und erreichte im fünften den Maximallohn von 6 Mark. Ein andres Mädchen arbeitete gleichfalls im ersten Jahre umsonst, im zweiten für 2,40 Mark, im dritten für 3 Mark, im vierten für 3,60 Mark und endlich im fünften für 4,50 Mark wöchentlich.[1])

Jetzt ist es nicht anders. Für Berlin wird der Durchschnittsverdienst der jugendlichen Arbeiterinnen auf 2 bis 3 Mark wöchentlich geschätzt.[2]) Über dieses Thema schrieb der „Konfektionär" im vorigen Jahre: „Mäntelnäherinnen haben vier Monate umsonst zu arbeiten. Manche Geschäftszweige fordern ein halbes Jahr Lehrzeit, während der wöchentlich eine Vergütung von 3 Mark gewährt wird." So und so oft kommt es vor, daß Zwischenmeister Mädchen „ausbilden," d. h. sie wochenlang nähen und steppen lassen, ihnen dafür Lehrgeld abnehmen und sie dann fortschicken mit der Bemerkung: „Wer bei mir gelernt hat, den beschäftige ich nicht."

Ein Konfektionsschneider im Norden Berlins beschäftigt, wie uns ein Bekannter mitteilt, zwei noch schulpflichtige Knaben als Bügler. Sie bekommen

---

1) a. a. O. S. 713 l. Sp.

2) Sozialpolitisches Centralblatt, a. a. O. S. 294.

je 2 Mark Wochenlohn und arbeiten vom Ende des Unterrichts an bis abends zehn Uhr. — Mit Berichten über ähnliche Zustände könnten wir Seiten füllen. Die, zu denen diese Zahlen sprechen, haben nach unserm Ermessen genug gehört, die andern dürften unbeeinflußt bleiben, und legte man ihnen Bibliotheken über diesen Gegenstand vor.

Zu dem über die Lohnverhältnisse gegebnen Material haben wir nichts mehr hinzuzufügen. Die Schilderung dessen, was diese Zahlen bedeuten, harrt einer andern Feder. Wer es vermöchte, nur ein Leben nachzuempfinden, wie es tausendfach gelebt wird, und von dessen Elend die trocknen Worte: 5 Mark Wochenlohn etwas ahnen lassen, wer imstande wäre, diesem innerlich Nacherlebten Ausdruck zu verleihen, der hätte wohl für neue Begriffe neue Worte zu schaffen. Viele würden ihn lesen, aber vielleicht würde ihn niemand verstehen, denn es giebt Dinge, die man nicht im behaglichen Salon mit sattem Magen nachempfinden kann.

3

Arbeitsdauer, Arbeitsraum und technische Zurückgebliebenheit

Aus der erbärmlichen Entlohnung ergeben sich die andern schweren Mißstände, die sich in den hausindustriellen Betrieben im allgemeinen und im besondern bei den Konfektionsarbeitern finden. Wird die Arbeit gering entlohnt, so muß unverhältnismäßig lange gearbeitet werden, damit der Verdienst auch nur zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse ausreiche. Die Zahl der Arbeitsstunden der erwachsenen männlichen Fabrikarbeiter ist in Deutschland gesetzlich nicht beschränkt, doch fordert § 134b der Gewerbeordnung, daß die Arbeitsordnnng (die für Arbeitgeber und Arbeiter rechtsverbindlich ist) Bestimmungen enthalte „über Anfang und Ende der regelmäßigen täglichen Arbeitszeit, sowie der für die erwachsenen Arbeiter vorgesehenen Pausen." Eine Regelung der Arbeitszeit wird dem Fabrikarbeiter gesetzlich garantiert, während der Heimarbeiter die freie Verfügung über seine Zeit hat, d. h. es bleibt ihm unverwehrt, während der Saison in sechzehn- oder achtzehnstündiger Arbeit sich zu ruinieren und darauf in den flauen Monaten arbeits- und brotlos die Hände in den Schoß zu legen.

Die Beschränkungen, denen nach der Gewerbeordnung die Arbeitszeit der Kinder, unterliegt, fallen

bei hausindustriellem Betriebe weg. § 135 der Gewerbeordnung verbietet die Beschäftigung von Kindern unter dreizehn Jahren in Fabriken. Die ungezählten Scharen der hausindustriell thätigen Kinder können über ihrer Arbeit sitzen, bis sie der Müdigkeit erliegen.

Kinder zwischen dreizehn und vierzehn Jahren dürfen täglich nicht länger als sechs, jugendliche Arbeiter zwischen vierzehn und sechzehn Jahren nicht länger als zehn Stunden beschäftigt werden. Diese Schutzbestimmungen finden wie die im § 137[1]) enthaltenen Vorschriften über Frauenarbeit auf Heimarbeiter keine Anwendung. Verglichen mit englischen und schweizerischen Arbeiterschutzgesetzen bietet dieser Paragraph wenig genug, und die mannigfachen Ausnahmen, die die nachfolgenden Paragraphen zulassen, können wahrlich nicht den Gedanken wecken, als ruhe eine besonders schützende Hand über der deutschen Fabrikarbeiterin. Der Heimarbeiterin gegenüber aber ist sie glücklich zu preisen: die arbeitet meist länger als der Mann und besorgt den Haushalt und die Ablieferung der Ware noch nebenher.

Wohin wenden wir uns, um Genaues über die

---

1) § 137. Arbeiterinnen dürfen in Fabriken nicht in der Nachtzeit von 8½ Uhr abends bis 5½ Uhr morgens und am Sonnabend sowie an Vorabenden der Festtage nicht nach 5½ Uhr nachmittags beschäftigt werden.

Die Beschäftigung von Arbeiterinnen über sechzehn Jahre darf die Dauer von elf Stunden täglich, an den Vorabenden der Sonn- und Festtage von zehn Stunden nicht überschreiten.

Zwischen den Arbeitsstunden muß den Arbeiterinnen eine mindestens einstündige Mittagspause gewährt werden.

Arbeiterinnen über sechzehn Jahre, welche ein Hauswesen zu besorgen haben, sind auf ihren Antrag eine halbe Stunde vor der Mittagspause zu entlassen, sofern diese nicht mindestens ein und eine halbe Stunde beträgt.

Wöchnerinnen dürfen während vier Wochen nach ihrer Niederkunft überhaupt nicht und während der folgenden zwei Wochen nur beschäftigt werden, wenn das Zeugnis eines approbierten Arztes dies für zulässig erklärt.

Arbeitszeit in den hausindustriellen Betrieben der Konfektion zu erfahren? Eine amtliche Statistik giebt es nicht. Wer zählt die Stunden, die in den zerstreuten Hütten, in den Dachstuben der Großstädte arbeitend durchlebt, die Nächte, die für Hungerlöhne durchwacht werden?

Auch die Werkstätten der Zwischenmeister unterstehen keiner Inspektion, es sei denn, daß in einem Raume mindestens zwanzig Arbeiter beschäftigt sind. In diesem Falle sind die Werkstuben nach § 134a der Gewerbeordnung als Fabriken zu betrachten. Wenn der Bericht von 1887 nur sehr lückenhaftes Material über die Arbeitsdauer der Heimarbeiterin zu geben vermag, so zeigt dies deutlich, welch bedeutende Schwierigkeiten sich ihrer Bestimmung entgegenstellen.

Über die in Berlin und Breslau übliche Arbeitszeit machen die Berichte keine Angaben, und gerade für diese beiden Orte, wo es sehr viele Heimarbeiter in der Konfektion giebt, wäre es wichtig gewesen, von amtlicher Seite etwas zu erfahren. Bei einem elf- bis zwölfstündigen Arbeitstage sind in Erfurt für die bei den Zwischenmeistern beschäftigten Arbeiterinnen Überstunden und Nachtarbeit Regel.

Wenn in Stettin die Arbeitszeit der Werkstubenarbeiterinnen in der Wäschebranche auf zehneinhalb Stunden angegeben wird, so beweist doch der übliche Zusatz, daß in der Saison erheblich länger gearbeitet werde, wie es mit der Regelung der Arbeitszeit steht. In der Knabenkonfektion wird „von früh bis in die sinkende Nacht“ [1] gearbeitet.

Der aus Bielefeld, Herford, Lübbecke und Öynhausen vorliegende Bericht giebt die Arbeitszeit der Heimarbeiter auf elf bis fünfzehn Stunden an.[2] Für ganz Sachsen war nur für Werkstättenarbeiterinnen

1) a. a. O. S. 702 l. Sp.

2) a. a. O. S. 709 Tab.

die Arbeitsdauer zu ermitteln. Auch in Württemberg wurde unter vierzig Konfektionsgeschäften, die ausschließlich oder teilweise Heimarbeiter beschäftigten, nur von zehn die Arbeitszeit angegeben. Charakteristisch genug schwankt der Arbeitstag bei einem dieser Geschäfte zwischen fünf und achtzehn(!) Stunden.[1])

Seitdem sind die Verhältnisse nicht besser, in vielen Gegenden aber weit schlechter geworden. Wenn Sombart im Handwörterbuch für Staatswissenschaften[2]) sagt, daß ein Arbeitstag von vierzehn, ja von sechzehn bis achtzehn Stunden nicht zu den Seltenheiten gehöre, so finden wir diese unglaublich erscheinenden Zahlen bestätigt; Erkundigungen bei Fachleuten in den Hauptzentren der Konfektion lieferten für Berlin, Erfurt, Breslau und Stettin dasselbe Ergebnis: überall wird die Arbeitszeit in der Saison auf vierzehn bis sechzehn Stunden angegeben und betont, daß oft erst die äußerste Erschöpfung zum aufhören zwingt. Was diese Menschen aushalten, grenzt an das Unglaubliche. Eine Heimarbeiterin, die für eine Leipziger Firma Wäsche nähte, hat wochenlang von 8 Uhr früh, wo sie ihre Hausarbeit vollendet hatte, bis 10½ Uhr nachts gearbeitet. Ihr elfjähriger Knabe bereitete für sie und zwei kleinere Kinder die Mahlzeiten, weil die Mutter als Heimarbeiterin nicht einmal die anderthalb Stunden erübrigen konnte, die das Gesetz der Fabrikarbeiterin sichert. Die Arbeitszeit wurde uns von einem Schneider, der Damenkonfektion herstellt, auf siebzehn(!) Stunden in der Saison angegeben, während in den stillen drei bis vier Monaten jedes Jahres kaum für sechs Stunden täglich Arbeit zu bekommen sein soll. In einer Zwischenmeisterwerkstätte in Bremen wird von morgens 8 Uhr bis nachts 10 oder 11 Uhr gearbeitet, und es ist dort vorgekommen, daß die Mädchen die ganze Nacht vom

1) a. a. O. S. 730 Tab., S. 730 lf. Nr. 11.
2) a. a. O. S. 422.

Sonnabend auf den Sonntag beschäftigt wurden und erst am Sonntag Mittag mit dem Nähen aufhörten. Das alles gegen einen festen Wochenlohn von 6 Mark!

Für Stuttgart giebt man die Arbeitsdauer in der guten Zeit auf dreizehn bis sechzehn Stunden an; für die umliegenden Ortschaften wird uns von zuverlässiger Seite mitgeteilt, daß durch eingehende Erkundigungen ein durchschnittlicher Arbeitstag von vierzehn Stunden ermittelt wurde. Bedenkt man, daß hierbei einige Wochen flauer Zeit und Monate mäßigen Geschäftsganges einbegriffen sind, so ergiebt sich eine tägliche Arbeitszeit, für die uns jede Vorstellung fehlt, von der es unfaßlich scheint, daß Menschen sie aushalten können.

Wie sind die Arbeitsräume beschaffen, in denen die Arbeitskraft bis zu dieser unglaublichen Höhe angespannt wird? Dem Heimarbeiter steht die Wahl hier ebenso frei, wie in Bezug auf die Arbeitsdauer. Bei Fabrikbetrieb ist es Sache der Inspektoren, gesundheitsschädliche Fabrikräume der zuständigen Behörde anzuzeigen, die die Abschaffung der Mißstände verfügt.[1]) Der „freie" Heimarbeiter darf ungehindert in Höhlen arbeiten, deren gesundheitliche Zustände allen Forderungen der Hygiene Hohn sprechen. Man betrachte sie nur bei Licht, diese gepriesene „Freiheit" der Hausindustrie: sie bedeutet die Freiheit des Unternehmers von staatlicher Kontrolle, von den Ausgaben für Arbeitsräume, die Exemption von den lästigen Arbeiterschutzbestimmungen.

Flügge[2]) setzt den minimalen Luftraum für einen Menschen auf 16 Kubikmeter fest, und hierbei ist eine

1) Bestimmte Merkmale dessen, was als gesundheitsschädlich zu gelten hat, werden gesetzlich nicht festgesetzt: die allgemeinen Grundsätze der Hygiene sind hier maßgebend.

2) Flügge, Grundriß der Hygiene. Leipzig, Veit und Komp. 2. Aufl. S. 362.

zweimalige Erneuerung der Zimmerluft pro Stunde vorausgesetzt. Dieses äußerste Minimum kann nicht als ausreichend angesehen werden, wenn die Fenster der in Frage kommenden Räume sich nach einem engen Hofe öffnen, dessen Luft durch Abfallstoffe aller Art verunreinigt ist. Als Mitarbeiter bei einer Erhebung über die Gesundheitsverhältnisse in den Schneiderwerkstätten Leipzigs, die erst in Jahresfrist ihren Abschluß finden dürfte, haben wir mehrfach Gelegenheit gehabt, Arbeitsräume zu sehen, die dieser Grundforderung der Hygiene nicht im entferntesten genügten. Ein Überblick über das Resultat der Enquete läßt sich bis jetzt noch nicht gewinnen. Wir müssen uns begnügen, den allgemeinen Eindruck wiederzugeben, den alle bei der Erhebung beteiligten über die gesundheitlichen Zustände gewannen. Fast durchgängig ist die Werkstätte gleichzeitig Wohnraum der ganzen Familie. Oft schlafen die Lehrlinge hier; in einem Falle standen in einer Stube, die 2,80 Meter hoch, 2,97 Meter breit und 6,12 Meter lang[1]) war, drei Betten, in denen vier, zeitweilig auch fünf Personen schliefen. Das Zimmer war gleichzeitig der einzige Wohnraum, und es wurde hier gekocht und gebügelt. In Plagwitz arbeitet ein Mann in einem Raume, der bei 2,65 Meter Höhe 2,90 Meter breit und 3,30 Meter lang ist, als Wohnzimmer für Frau und drei kleine Kinder und als Küche dient.

Außerdem ist auffällig die vollständige Vernachlässigung aller Gebote der Hygiene. Man findet im Winter fast nie ein offnes Fenster, was bei der verhältnismäßig großen Menschenzahl, die sich tagsüber in der Werkstätte befindet, bei dem Staube, den manche Stoffe verursachen, und dem Kohlendunste der Bügel-

---

1) Der Luftraum beträgt also 48,75 Kubikmeter, während das für vier Personen gesundheitlich notwendige Minimum 64 Kubikmeter sind.

eisen dringend notwendig wäre. Unkenntnis und das Bestreben, die kostbare Feuerung zu sparen, spielen hierbei eine große Rolle, ebenso die Angst vor Kälte oder Zugluft, die bei den zum großen Teil lungenleidenden Schneidern nur zu begreiflich ist. Im Hinblick darauf, daß die Tuberkulose in diesem Gewerbe außerordentlich häufig ist, erweist sich ein Umstand als besonders gesundheitsschädlich: der fast durchgängige Mangel eines Spucknapfes. Wir haben einen solchen nur in zwei Werkstuben gesehen und diesen Mangel von Ärzten und aufgeklärten Arbeitern oft hervorheben hören.

Die Zwischenmeisterwerkstätten sind nicht besser. In der fünften Etage in einem alten Hause der innern Stadt Leipzigs befindet sich eine solche, in der in der Saison fünf Mädchen bei einem Zwischenmeister arbeiten. Soweit sich ergründen ließ, wird Stapelware für ein Damenkonfektionsgeschäft hergestellt. Der Inhaber wie seine Frau sind fachmännisch ausgebildet und beide arbeiten mit, schneiden zu und bügeln in der einen Stube. Der Raum mißt 2,45 Meter in der Höhe, 3,60 Meter in der Breite und 4,30 Meter in der Länge, doch ist die eine Seitenwand bedeutend abgeschrägt, sodaß das Zimmer wesentlich geringern Luftraum hat, als es nach diesen Zahlen erscheinen muß.

Ähnliche Beschreibungen wurden uns für die Hauptorte der Konfektion vielfach gemacht. Dem mehrfach angeführten Timmschen Artikel[1]) entnehmen wir folgende Schilderung, die für die Berliner Verhältnisse als typisch gelten darf: „Der Raum ist 6 Meter lang, 4 Meter breit und 3 Meter hoch, hat also 72 Kubikmeter Luftraum und ist einfenstrig. Treten wir hinein, so ist gleich rechts der Herd, auf dem die Bügeleisen geheizt

1) a. a. O. S. 292 und 293.

und wo zugleich die Speisen für die Familie gekocht werden. Dem Herd gegenüber, durch einen schmalen Gang getrennt, befindet sich der Bügeltisch. Der Stand des Büglers ist so, daß ihm von dem der Thür gegenüberliegenden Fenster das Licht auf die Arbeit fällt. Zwischen Bügeltisch und Fensterwand steht ein Bett, worin das Dienstmädchen des betreffenden Zwischenmeisters nächtigt. Am Fenster sitzen in der Saison, wenn das vordre Zimmer mit Arbeiterinnen überfüllt ist, fünf bis sechs Mäntelnäherinnen, die in diesem Raume von morgens 7 bis abends 8 Uhr arbeiten."

Mit der Beschreibung von solchen Einzelfällen, deren wir noch eine beträchtliche Zahl anführen könnten, ist wenig genug gethan. Eine umfassende Erhebung über die Werkstätten der Heimarbeiter giebt es nicht. Jedes statistische Material fehlt, und der Einwurf, daß die angeführten Fälle nur vereinzelt vorkämen, kann nicht durch überzeugende Zahlen, die sich auf die Untersuchung tausender von Arbeitsräumen stützen, entkräftet werden. Wollen wir aber auf eine Erhebung in großem Maßstabe warten, so könnten wohl noch einige Generationen von Heimarbeitern elend verkommen, ehe wir uns zu einem endgültigen Urteil über die Beschaffenheit der Arbeitsräume für befähigt hielten. Wir meinen, an diese Wunde könnte man glauben, ohne den Finger hineingelegt zu haben. Vergegenwärtigt man sich die den Heimarbeitern gezahlten Löhne, so ist es leicht, einzusehen, daß der Verdienst zur Beschaffung menschenwürdiger Arbeitsräume in der Regel nicht ausreicht. Eine ausgedehnte Erhebung kann hier nur nützen. Sie wird Dinge zu Tage fördern, deren Furchtbarkeit vielleicht zu schnellen Maßnahmen und Reformen anspornt, aber wir brauchen die große Enquete nicht abzuwarten, um zu dem Schlusse zu kommen: die Mehrzahl der Heimarbeiter, besonders in den

großen Städten, arbeitet in Räumen, die in hohem Grade gesundheitsschädlich sind und nicht den Namen menschlicher Behausungen verdienen.

Die niedrigen Löhne, die die Arbeiter zu unglaublicher Anstrengung aller Kräfte zwingen, sind es auch, die die hausindustrielle Betriebsform erhielten und sie vor dem Untergange schützten, dem zurückgebliebne Produktionsweisen in der Regel verfallen. Der Kleinbetrieb ist für den Unternehmer nur solange profitabler als der Fabrikbetrieb, als auf eine primitive Art, ohne Motoren und ohne eine bis ins einzelne gehende Arbeitsteilung produziert wird. Eine fabrikmäßige Herstellungsweise, die Zuschneide- und Knopflochmaschinen benutzt, ist bei der mittlern und Stapelware möglich; durch Dampf oder Elektrizität getriebne Nähmaschinen können überall angewendet werden. Die Einführung einer derartigen Produktionsmethode würde der Hausindustrie die Axt an die Wurzel legen. Gar häufig ist es die Vervollkommnung der technischen Hilfsmittel gewesen, die zu einer Überleitung des Kleinbetriebs in den Großbetrieb zwang. Warum blieb hier eine Betriebsform bestehen, die in andern Gewerben zum großen Teil überwunden ist? Weil die menschliche Arbeit in dieser Industrie wohlfeiler ist als die der Maschine. „Nicht die größere technische Vollkommenheit eines Produktionsprozesses, sondern lediglich die größere Billigkeit desselben ist für seine praktische Verwertbarkeit im Wirtschaftsleben maßgebend. Es genügt nicht, daß eine Arbeit ersparende Produktionsmethode erfunden sei, damit sie Verwendung finde; ihre Anwendung muß auch weniger kosten als die Arbeit, die sie ersetzt." [1]) Auf dieselbe Thatsache weist Schönhoff hin

1) Lujo Brentano, Über das Verhältnis von Arbeitslohn und Arbeitszeit zur Arbeitsleistung. II. Aufl. Leipzig, Duncker und Humblot. 1893. S. 36.

mit den Worten: „Ist die Arbeit teuer, so wird sie gespart.“

Aber hier sind ja Menschenkräfte so unendlich billig, daß es unvorteilhaft wäre, die kostbare Maschine eine Arbeit thun zu lassen, die der Mensch, wenn auch in der doppelten oder fünf- oder zehnfachen Zeit verrichten kann. Im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität werden fast alle Nähmaschinen noch von Menschen getrieben, und zwar zum großen Teil von Frauen, die unfehlbar ihre Gesundheit bei dieser Thätigkeit zu Grunde richten.

Das Los der Stepperin ist sehr beklagenswert. Ihre Arbeit ist eintönig wie die des Zuchthäuslers, und wenn ihr Lohn höher ist als der der Handnäherinnen, so wird das reichlich ausgeglichen durch das Gesundheitsschädliche ihrer Beschäftigung. In Berlin erhält die Stepperin in Zwischenmeisterwerkstätten 12 bis 15 Mark Wochenlohn, in Erfurt 7,20 bis 10,20 Mark, in Breslau 7,20 bis 12 Mark und in Stettin 6,60 bis 11,40 Mark. Hat sie zehn oder zwölf Jahre gearbeitet, so winkt ihr das Hospital! Bei einem Verdienste, der, wenn sie Familie hat, kaum den Hunger abzuhalten vermag, muß sie ihre Gesundheit dran geben:

„O Gott, daß Brot so teuer ist,
Und so wohlfeil Fleisch und Blut!“

Die Erkenntnis von der Schädlichkeit des Maschinennähens hat in Frankreich im Departement der Seine dazu geführt, diese Beschäftigung für Mädchen unter sechzehn Jahren ganz zu verbieten. In Deutschland beginnt man auch zu merken, wie zahllose Opfer die „trockne Guillotine“ alljährlich fordert. 1893 schrieb der Hannöversche Kourier über die Arbeit und Lage der Stepperinnen, wie folgt:

„Anhaltende Nähmaschinenarbeit übt auf den weib-

lichen Organismus einen sehr schädlichen Einfluß aus, und ein berühmter Nervenarzt hat von ihr behauptet, sie könne die kräftigste Gesundheit in sechs bis zwölf Monaten untergraben, wenn sie zum Broterwerbe dient und täglich acht bis zehn Stunden betrieben wird. Außer nervösen Affektionen (Ohrensausen, nervöses Herzklopfen, Kreuz- und Lendenschmerzen) leiden hauptsächlich die Organe des Unterleibes, und auch Verdauungsstörungen, nervöse Störungen in den Beinen und gewisse Störungen im Rückenmark treten auf. Diese Arbeit bedingt angestrengte Thätigkeit ein und derselben Muskelgruppen.

Bei langer Arbeitszeit wird eine Überanstrengung eintreten, und diese wird ihren Einfluß auch auf das Herz erstrecken, wodurch dauerndes Siechtum entstehen kann. Sehr wichtig sind auch die Störungen der Verdauungsthätigkeit, die bei anhaltendem Maschinennähen stets auftreten und in ihrem Gefolge Rückgang der Ernährung des ganzen Körpers haben können. Besonders gefährlich ist die Arbeit an der Nähmaschine für jugendliche Arbeiterinnen; deren Knochenbau ist noch zart und einer schlechten, vornübergebeugten Haltung und angestrengten Muskelthätigkeit gegenüber wenig widerstandsfähig, sodaß Verkrümmung der Wirbelsäule, hohe Schultern u. s. w. keineswegs zu den seltenen Folgen gehören.

Jedenfalls müßte dafür gesorgt werden, daß die Nähmaschinenarbeit nicht in zu frühen Jahren begonnen wird. Auf der andern Seite ist die Gefahr einer Verletzung bei der Nähmaschine geringer als bei jeder andern Maschine und kann bei einiger Vorsicht und Aufmerksamkeit gänzlich vermieden werden. Besonders muß auf ein etwaiges Zerbrechen der Nadel geachtet werden, da die mit ziemlicher Gewalt fortgeschleuderten Bruchstücke Augenverletzungen zu stande bringen können.

Der schlechte Verdienst, überhaupt die ganze ungünstige soziale Lage der Maschinennäherinnen trägt nicht wenig dazu bei, die Schädlichkeit ihrer Beschäftigung zu vermehren. Durch das große Angebot von Arbeitskräften ist der Preis der Arbeit sehr stark gesunken; der geringe Verdienst zwingt zu langer, die Kräfte erschöpfender Arbeit, und zwar gilt dies hauptsächlich von der hausindustriellen Nähmaschinenarbeit. Die großen Exportkonfektionsgeschäfte von Berlin beschäftigen Tausende von Frauen und Mädchen, denen die fertig geschnittenen Teile von Mänteln, Blusen u. s. w. übergeben werden, die sie dann zu Hause nähen.

Für die Anfertigung eines Mantels z. B., die viele Stunden beansprucht, wird eine Mark bezahlt. Daß die Beköstigung bei solchen geringen Löhnen nur eine minderwertige und keineswegs ausreichende sein kann, ist ohne weitres klar. Der schlecht genährte, schwache Körper fällt dann um so leichter den Schädlichkeiten des Maschinennähens zum Opfer.

Was hier von den Näherinnen gesagt ist, trifft zu einem großen Teile auch auf die übrigen Arbeiterinnen zu, nur ist hervorzuheben, daß die Näherinnen nicht acht bis zehn, sondern zehn, fünfzehn, ja achtzehn Stunden täglich arbeiten."

Diese Opfer an Gesundheit und Menschenleben werden zum großen Teil der Gewinnsucht Einzelner gebracht. Wenn ein Beruf, der seiner Natur nach gefährlich ist, trotz aller Vorsichtsmaßregeln Opfer heischt, so ist das tief zu bedauern, aber niemanden trifft eine Schuld. Werden durch Leichtsinn oder Gewissenlosigkeit Schutzvorrichtungen unterlassen, und die Arbeiter ohne Not der Gefahr ausgesetzt, so ist das ein frevelhaftes Spiel mit Menschenleben. Wie aber, wenn mit ruhiger Überlegung eine Arbeit, die die Menschen unfehlbar zu Grunde richtet, ihnen zu gemutet wird, bloß weil menschliche Muskelkraft billiger ist als

Maschinenarbeit? Das ist ein Verbrechen! Das ist Mord! Mit nichten: es handelt sich um die Wahrung eines berechtigten Geschäftsinteresses. Wer kann an Menschenleben denken, wo es Geld zu verdienen giebt. Wir leben im Zeitalter der Humanität!

4

Lebenshaltung und andres

Wie gestaltet sich nun das wirtschaftliche Leben der Leute, auf deren Arbeitsbedingungen wir einen Blick geworfen haben? Im allgemeinen beantwortet sich die Frage von selbst. Daß bei solchen Löhnen am notwendigsten gespart werden muß, daß die ganze Lebenshaltung auf das denkbar tiefste Maß herabgedrückt ist, dürfte jedem klar sein. Ein Bild von dem Dasein der Heimarbeiter kann aber aus diesen allgemeinen, durch Abstraktion gebildeten Urteilen nicht gewonnen werden. Die Mehrzahl der Besitzenden vermag es nicht, mit einer auf das Minimum des Möglichen herabgedrückten Lebenshaltung irgend eine Vorstellung zu verbinden. Mit leeren Worten darf aber das, was von unzähligen Menschen in nüchterner, erbarmungsloser Wirklichkeit gelebt wird, nicht abgethan werden von den begüterten Klassen, solange diese Klassen das Privilegium haben wollen, sich die „Gebildeten" zu nennen.

Man wende sich Einzelfällen zu. Ihre Betrachtung bringt einem Erfassen der wirklichen Verhältnisse, einem Nachempfinden des in trocknen Ziffern geschilderten Jammers sehr viel näher, als lange Abhandlungen über ungenügende Ernährung, schlechte Wohnung u. s. w.

Für eine Konfektionsfirma, deren Ruf weit über Deutschland hinausreicht, arbeitet ein Schneider seit einigen Jahren. Er ist ein außerordentlich geschickter, in seinem Berufe gründlich durchgebildeter Mann und gehört zu den am besten bezahlten Heimarbeitern des Geschäfts. Nach dem Modenbilde, das ihm der Konfektionär giebt, entwirft er den Schnitt selbst, schneidet zu und liefert die Ware gebügelt und vollkommen verkaufsfertig ab. Ihm wird nur die feinste Arbeit übergeben, und zwar stellt er Damenjacketts, englische Reisekleider und Capes her.

Die Lieferungsbücher des Schneiders weisen für zehn Monate des Jahres 1895 eine Gesamteinnahme von 1139,90 Mark auf, die sich auf die einzelnen Monate verteilt, wie folgt:

März	110,50	Mark,
April	119,50	"
Mai	118,—	"
Juni	98,90	"
Juli	114,70	"
August	131,—	"
September	121,50	"
Oktober	126,80	"
November	162,—	"
Dezember	37,—	"

Dieser Verdienst wurde erzielt bei einer durchschnittlichen Arbeitszeit von 14 Stunden an Wochentagen und 7 Stunden am Sonntage. Sonntagsarbeit haben wir in der Hausindustrie durchgängig gefunden, und sie soll in allen Konfektionsbezirken in der Saison die Regel sein. Gesetzlich zulässig ist sie nicht, da die Konfektion nicht unter die Saisonindustrien im Sinne des § 105d der Gewerbeordnung fällt, wie aus einer Ver-

öffentlichung des Reichsanzeigers vom November 1894 hervorgeht.[1]) Zwingt ein Unternehmer einen Schneider durch kurze Lieferungsfristen oder schlechte Entlohnung zur Sonntagsarbeit, so veranlaßt er eine gesetzwidrige Handlung.

Von Anfang April bis Ende Oktober hat die Frau des Schneiders täglich etwa sechs Stunden sogenannte Zuarbeit geleistet; ferner beschäftigte er von der letzten Oktoberwoche an zwei Hilfsmädchen, und zwar ein ungelerntes vierzehn Tage und ein ausgebildetes auf fünf Wochen.

Wie hoch belaufen sich nun seine Nebenausgaben?

Für Zuthaten rechnet er im Durchschnitt 47 Pfennige auf das Stück, von der Miete kommen auf die Werkstatt etwa 7,50 Mark monatlich. Er braucht den Raum ganz für seine Arbeit, und die Familie kann ihn kaum benutzen; da er aber als Eßraum dient, und zwei kleine Kinder sich zeitweilig darin aufhalten, scheint es billig, die Ausgaben für seine Heizung nicht unter die Betriebskosten aufzunehmen. Für Petroleum werden für die Arbeitslampe in den Wintermonaten 15 Pfennige, in der übrigen Zeit des Jahres durchschnittlich fünf Pfennige täglich ausgegeben. Für Heizung zum Bügeln braucht er Sommer und Winter 1,15 Mark wöchentlich und betont, daß er mehr brauchen würde, wenn er das Herdfeuer nicht mitbenutzte. Seine Nähmaschine, die er auf Abzahlung entnommen hat, kostet ihn 150 Mark, und nach seiner Erfahrung kann er sie zehn Jahre hindurch benutzen. Für Nadeln und Reparatur hat er so gut wie nichts ausgegeben. Endlich bekam

---

1) Hier werden nur folgende Saisonindustrien aufgeführt: Präserven- und Konservenfabriken, Anlagen zur Herstellung von Schlittschuhen und Schlittschuhteilen, Anlagen zur Herstellung von Chokoladen- und Zuckerwaren, Honigkuchen und Bisquit, von Christbaumschmuck und Spielwaren.

das eine Hilfsmädchen 3 Mark, das andre 7 Mark wöchentlich und nebenbei volle Kost. Es ergeben sich also folgende Nebenausgaben:

für Zuthaten (149 Stück Ware)	70,03	Mark,
Werkstattmiete für 10 Monate	75,—	„
für Maschinenabnutzung und Zinsen des Kaufgeldes für 10 Monate	12,08	„
Lohn für ein ungeschultes Hilfsmädchen	6,—	„
Lohn des zweiten Hilfsmädchens auf 5 Wochen	35,—	„
Kost für das Mädchen (täglich 60 Pfg.)	18,—	„
Heizung zum Bügeln	49,45	„
Petroleum	25,80	„
Summa:	291,36	Mark

oder 25,56 Prozent des Verdienstes.

Es bleibt ihm also in 10 Monaten ein Einkommen von 848,54 oder 84,85 Mark monatlich. Der Mann, der im neunundvierzigsten Lebensjahre steht, hat fünf Kinder, von denen das älteste siebzehn, das jüngste zwei Jahre alt ist. Für seine Wohnung giebt er jährlich 210 Mark, nach Abzug der Werkstattmiete also für 10 Monate 100 Mark. Dafür hat er eine Küche, die 2,75 Meter hoch, 5,13 Meter lang und 1,82 Meter breit ist, und eine Kammer, die bei derselben Höhe und Länge 2,26 Meter breit ist. In diesem Raume, der 31,88 Kubikmeter Luftinhalt hat, schlafen in drei Betten sieben Personen. Außer den drei Betten befindet sich nur noch ein Stuhl in der Kammer, kein Waschtisch. Die Werkstatt ist 2,75 Meter hoch, 5,13 Meter lang und 3,70 Meter breit.

Wieviel für Nahrung ausgegeben wurde, ließ sich nicht ermitteln, da die Frau nicht Buch führt. Die andern Ausgaben wurden für 10 Monate angegeben, wie folgt:

für Wohnung	100,—	Mark
für Heizung und Beleuchtung	100,—	„
für Bekleidung und Schuhwerk	150,—	„
für Steuer (Staatseinkommensteuer im halben Jahre 8,80 Mark, städtische Einkommensteuer 10,80 Mk., Zwangsvollstreckung und Zustellungskosten 2,30 Mark)	36,50	„
für Kirchensteuer	3,33	„
Krankenkasse, Invaliditäts- und Altersversicherung für den Mann (43 Wochenbeiträge von je 1,02 Mark)	43,86	„
Summa:	433,69	Mark.

Es bleiben demnach für die Ernährung von drei Erwachsenen und vier Kindern in 10 Monaten: 414,85 Mark!

Flügge berechnet den Minimalpreis der täglichen Arbeiternahrung auf 60 Pfennige.[1]) Dabei setzt er aber eine gesundheitlich zweckmäßige Auswahl der Nahrungsmittel voraus, die nur von der Arbeiterfrau getroffen werden könnte, wenn sie Kenntnis vom Nährwerte der verschiednen Speisen hätte. In unserm Falle sind drei Erwachsene und vier Kinder, die anderthalb Erwachsenen gleich zu rechnen sind, zu ernähren. Für Ernährung allein hätten also am Tage 2,70 Mark, in 10 Monaten oder 306 Tagen 826,20 Mark ausgegeben werden sollen. Die Leute haben einige Pfennige mehr als die Hälfte von dem gehabt, was zur Beschaffung des physiologisch notwendigen ausgereicht hätte, das heißt mit andern Worten: sie haben gehungert. Sie brauchen darum nicht mit leerem Magen vom Tische aufgestanden zu sein — Kartoffeln und Eichorienaufguß geben auch das Gefühl der Sättigung —, aber sie haben ihrem Körper nicht die Stoffe zuführen

1) Flügge, a. a. O. 242.

können, deren er bedurfte, um den täglichen Verbrauch zu decken. Es handelt sich um langsames Verhungern.

Und bei unsrer Berechnung ist noch nichts in Anschlag gebracht für Dinge, die dem Schmucke, der Verschönerung des Lebens dienen. Kein Spielzeug für die Kinder, kein Buch für die Eltern, kein Pfennig für einen Ausflug ins Freie, fort aus dem Getöse und dem Ruß der Großstadt. „Im bürgerlichen Leben denkt niemand daran, daß die Menschen bei ihrer Arbeit auch etwas Unterhaltung, Fröhlichkeit und Poesie haben wollen. Und doch braucht das Volk sie zu seinem gesunden Leben ebenso notwendig wie das tägliche Brot, sonst verkümmert und entartet es und wird gehaltlos, wie wenn das Salz fehlt." [1])

Man vergesse nicht, daß es sich um einen ausnahmsweise geschickten und fleißigen Arbeiter handelt, der seine Arbeitskraft bis aufs äußerste anspannt und ein nüchterner, häuslicher Mann ist, daß er zu den bestbezahlten Konfektionsschneidern der Firma gehört und beständig Arbeit erhält: trotzdem ist er gezwungen, sich mit seiner Familie schlecht zu nähren und schlecht zu wohnen.

In ähnlicher Lage befindet sich die verhältnismäßig geringe Zahl der Konfektionsarbeiter, die die beste Ware herstellt. Fleiß und Geschicklichkeit des Einzelnen und die Größe der Familie beeinflussen natürlich die Art der Lebenshaltung sehr. Menschenwürdig wird sie nur, wenn gar keins oder höchstens ein bis zwei Kinder da sind.

Für die von uns erwähnte Firma arbeitet ferner ein Schneider, der gute und mittlere Ware, aber weniger schwierige Façons macht als der an erster Stelle Genannte. Er wird wesentlich schlechter bezahlt und brachte es im vorigen Jahre, wie sein Lieferungsbuch

---

1) Die Not des vierten Standes von einem Arzte. Leipzig. Fr. Wilh. Grunow. 1894. S. 5.

nachweist, nur auf einen Gesamtverdienst von 611,10 Mark.[1]) Hier verteilt sich die Einnahme folgendermaßen:

Januar	41,—	Mark	Juli	68,—	Mark
Februar	32,50	„	August	53,50	„
März	71,50	„	September	34,—	„
April	73,—	„	Oktober	62,10	„
Mai	51,—	„	November	92,50	„
Juni	12,50	„	Dezember	19,50	„

Der Mann hat in einem Jahre 91 Stück Ware hergestellt. Die Zahl erscheint gering, verglichen mit dem, was der zuerst erwähnte Schneider arbeitet, findet aber ihre Erklärung darin, daß es sich zum Teil um größere Stücke handelt, da er außer Jacketts und Capes viel Regenmäntel gemacht hat. Die Auslagen, die er als Heimarbeiter hat, betragen im Jahre:

Werkstattmiete	105,—	Mark
Maschinenabnutzung und Zinsen des Kaufgeldes	12,15	„
Zuthaten (für das Stück 35 Pfennige)	31,85	„
Beleuchtung (täglich 12 Pfennige) .	43,80[2])	„
Summa:	192,80	Mark

oder 31,55 Prozent seiner Einnahme.

Hier wird ein großer Posten durch die Werkstattmiete gebildet. Diese Leute würden, wenn der Mann nicht Heimarbeiter wäre, eine kleinere Wohnung genommen haben, deren Preis mehr im Einklang mit ihrer Lebenshaltung gestanden hätte. Sie zahlen für ihre Wohnung 330 Mark. Der Arbeitsraum mißt bei

1) Charakteristisch für die Vereinzelung der Arbeiter durch den hausindustriellen Betrieb ist es, daß dieser Heimarbeiter keine Ahnung hat, daß sein an erster Stelle von uns erwähnter Kollege mehr als zweimal soviel verdient als er selbst.

2) Keine Ausgaben für das Bügeln, da er nicht viel zu bügeln hat und stets das Herdfeuer benutzt.

2,70 Metern Höhe 3,88 Meter in der Breite und 4,52 Meter in der Länge. Die zweite Stube und die Kammer sind fast ebenso groß; erstere ist für 4 Mark wöchentlich möbliert vermietet. Welchen Wert die Möbel repräsentieren, wie viel für die Verzinsung des darin angelegten Kapitals gerechnet werden muß, ließ sich nicht ermitteln. Wir müssen davon absehen, diese Summe hier in Anschlag zu bringen. Nach Abzug der durch die Aftermieter eingebrachten Gelder und der Werkstattmiete bleibt für die Wohnung nur noch 17 Mark im Jahre zu zahlen. Vom Reste des jährlichen Verdienstes von 401,30 Mark soll ein Mann mit einer Frau und vier Kindern ein Jahr leben, sich und die Seinen kleiden und das Schulgeld für zwei Kinder aufbringen. Dabei sind noch 10 Mark Steuern jährlich zu bezahlen. Dieser Mann arbeitet im Sommer von 4 Uhr früh bis 8 Uhr abends, im Winter von 6 bis 10 Uhr mit einstündiger Mittagspause. Im Februar und Juni war er je drei Wochen arbeitslos. In den andern Monaten wurde an Alltagen fünfzehn Stunden, an Sonntagen im Durchschnitt sieben Stunden täglich genäht, wozu noch eine regelmäßige Zuarbeit der Frau von vier bis fünf Stunden am Tage kommt. Und dabei werden 401 Mark im Jahre verdient! Die Kleider der Kinder macht der Mann am Sonntag, nach der Arbeit für das Geschäft. Er geht nie ins Wirtshaus, raucht keine Cigarre, liest kein Buch: für ihn ist das ganze Leben nichts als angespannte, rastlose Arbeit und beständige Sorge. Und doch wird ihm das nicht gelingen, wofür er sich müht: seine Kinder zu gesunden Menschen zu erziehen. Der Verdienst reicht nicht aus. Der Hunger sieht aus den blassen Gesichtern der Kinder hervor wie aus den Zügen der Eltern. Und das bei fünfzehnstündiger täglicher Arbeit für eine Weltfirma! Der Mann ist in keiner Kasse; wird er krank, so ist die ganze Familie zu Grunde gerichtet. Ihm winkt die

Armenabteilung des Hospitals; die Seinen mögen betteln gehen und sehen, wer sich ihrer erbarmt.

Wäre es für die Konfektionsgeschäfte nicht passender, wenn sie ihre Schaufenster mit Trauerkrepp und Totenschädeln zierten? Vielleicht merkte man dann eher, wie kostbar die Ware ist, die dort feilgeboten wird. Wo ist das Geld, mit dem man ein zu Grunde gerichtetes Leben bezahlen will, die vielen schlaflosen Nächte, die ungezählten Thränen der Armut? Man streiche das Wort „Erbarmen" in seinem Gedächtnisse aus und trage sie lachend, die eleganten Kostüme, die nur so wenig Geld und einiges Menschenblut kosten. Der Gerechte erbarmt sich seines Viehes, aber er sieht ruhig zu, wie sein Nächster verhungert, obwohl er arbeitet mit seiner ganzen Kraft. Und tausende und abertausende sind nicht anders dran.

Wenn man erfährt, daß das Gericht ein falsches Urteil gesprochen und Unschuldige dem Tode oder jahrelangem Zuchthause überliefert hat, so bäumt sich jedes Gerechtigkeitsgefühl auf, die Fäuste ballen sich vor Grimm, und Thränen des Mitleids drängen sich hervor. Und da hat menschliche Kurzsichtigkeit gefehlt. Wo ist der Grimm, der auf das Haupt derer fiele, die ohne Urteil zu schlimmerm verdammen als zum Tode? und nicht aus Kurzsichtigkeit, sondern weil sie scharf, entsetzlich scharf sehen und ihr Auge stets den erspäht, der für geringes Geld seine Arbeitskraft, seine Gesundheit, sein Leben verkaufen muß. Je geringer der Preis, um so fester der Kaufkontrakt.

Und steigt man noch weiter hinab, zu denen, die 8 oder 6 Mark wöchentlich verdienen? Von diesen erfährt man nichts — sie hüllen ihr Leid in Schweigen; aus den blassen verwelkten Gesichtern sehen verängstete Augen den Frager an. Sie geben ausweichende Antwort und zeigen die Lieferungsbücher nicht, weil sie sich — schämen. Diese Leute fühlen nicht einmal, daß

es dem, der wohlgekleidet und gutgenährt vor ihnen steht, zukommt, schamrot zu werden, daß in den Zahlen ihrer Bücher eine Anklage steht gegen die heutigen Zustände und alle, die sie dulden, wie sie vernichtender nicht geschrieben werden kann. Sie wissen es nicht und bringen auch dem fremden Eindringling kein Vertrauen entgegen. Aussehen und Sprache verraten, daß sie es nicht mit jemand aus ihrem Kreise zu thun haben. Was will man bei ihnen? — Wie verständlich ist es, dies unüberwindliche Mißtrauen, diese blinde Scheu! Die Menschen wissen, daß es Leute giebt, die am Tage mehr zu leben haben, als sie in der Woche und in Monaten verdienen, die nicht zu arbeiten brauchen und doch satt werden, die sich nicht um sie kümmern, die anders reden, denken, empfinden als sie. Was haben jene mit ihnen gemein? Wenn die in Elend verkommenden über die Besitzenden nachdenken, wie wird dann das Urteil ausfallen? So mag wohl der Sklave in der Arena auf die gesehen haben, die Beifall klatschten, als man ihn den wilden Tieren vorwarf. Der Sklave wußte ja nicht, daß auch jene nicht so roh waren, wie sie schienen, da sie nie die Krallen und Zähne der Bestien gefühlt hatten, und auch der Proletarier hat keine Vorstellung davon, wie fremd den Besitzenden die Not ist, der man ihn vorwirft. Wer will es dem Armen verargen, wenn er sich herb gegen die Bessergestellten verschließt, wenn er — instinktiv von ihnen nur Böses erwartet?

Ehe wir uns der noch zu betrachtenden Kategorie der alleinstehenden Arbeiterinnen zuwenden, die eine besondre Stellung einnimmt, sei hier einiges über die Gesundheitsverhältnisse der Schneider bemerkt. Eine längere Abschweifung auf das Gebiet der Gewerbehygiene müssen wir uns versagen; auf eine Krankheit aber, die zahllose Opfer im Schneidergewerbe fordert, soll hier hingewiesen werden: auf die Lungenschwind-

sucht. Die sitzende Lebensweise, die der Beruf mit sich bringt, hilft den Boden für diese Krankheit schaffen. Sommerfeld schreibt darüber: „Eine nicht zu unterschätzende Bedeutung für die Entwicklung der bazillären Phthise unter den Arbeitern müssen wir der andauernden sitzenden, oft vornübergebeugten Haltung beimessen, die bei manchen Gewerben die ausschließliche professionelle Schädigung darstellt."[1])

Während in den deutschen Städten mit mehr als 15000 Einwohnern in den Jahren von 1883 bis 1892 im Durchschnitt 13 Prozent aller Gestorbnen an Lungenschwindsucht, 11,41 Prozent an akuten Erkrankungen der Atmungsorgane zu Grunde gingen, starben von 1885 bis 1893 von den Schneidern der Berliner Krankenkasse (männliche und weibliche Arbeiter) 56,34 Prozent aller Verstorbnen an Lungenschwindsucht und im ganzen 62,62 Prozent an Lungenleiden. In denselben Jahren betrugen die Todesfälle an Schwindsucht unter den Mitgliedern der Krankenkasse der Schneider, die nur männliche Mitglieder hat, 53,30 Prozent, an Lungenleiden 62,70 Prozent aller Todesfälle; die Krankenkasse der weiblichen Arbeiter weist unter 100 Todesfällen 58,24 durch Schwindsucht und im ganzen 62,70 durch Lungenkrankheiten auf.[2])

Vom Vorstande des Krankenunterstützungsbundes der Schneider (E. H.) in Braunschweig wurde uns die Mortalitätsliste der Jahre von 1891 bis zum Juli 1895 zur Verfügung gestellt. Von hundert Gestorbnen starben an Hals- und Lungenleiden 55,88.

Diese Zahlen mögen genügen. Sie geben kein ganz einwandfreies Material, da die materiell am ungünstigsten Gestellten, eben die Heimarbeiter, selten

---

1) Dr. Th. Sommerfeld, Die Schwindsucht der Arbeiter, ihre Ursachen, Häufigkeit und Verhütung. Berlin, Karl Heymann, 1895. S. 14.

2) a. a. O. Tabelle III.

Mitglieder der Kassen sind. Immerhin ist mehr mit ihnen gesagt, als seitenlange Abhandlungen es thun könnten. Berühmte Ärzte haben es mehrfach ausgesprochen, daß die Heilung der Schwindsucht eine Frage des Geldbeutels sei. Die Armen sind der Krankheit gegenüber wehrlos. Überarbeitete und unterernährte Menschen sind zu jeder Ansteckung mehr disponiert als kräftige. Die „physiologische Dürftigkeit," wie Bouchard die Disposition zu infektiösen Krankheiten nennt, steht mit der pekuniären Dürftigkeit in sehr ursächlichem Zusammenhange.

Es bleibt noch übrig, die Lage der alleinstehenden Konfektionsarbeiterin zu betrachten. Als die am meisten widerstandsunfähige ist sie am schlechtesten bezahlt und steht sozial am tiefsten. Der Gewerberat v. Stülpnagel giebt folgende Berechnung über die täglichen Ausgaben der Wäschenäherin:

Schlafstelle und Kaffee	0,20	Mark
Zweites Frühstück (Butterbrot)	0,15	„
Das Mittagessen	0,30	„
Das Vesperbrot	0,15	„
Das Abendessen	0,20	„
Für zwei Flaschen Bier	0,20	„
Zusammen der tägliche Unterhalt und Wohnung	1,20	Mark

Für Ernährung und Wohnung hat ein alleinstehendes Mädchen also 8,40 Mark wöchentlich auszugeben.[1]) Hier ist für Kleidung, Reinigung der Wäsche, Körperpflege nicht ein Heller in Anschlag gebracht. Werden, wie Stülpnagel dies für Berlin annimmt, 12 bis 15 Mark wöchentlich verdient, so bleiben dafür 3,60 bis 6,60 Mark, und damit ließe sich zur Not schon auskommen. Es ist gezeigt worden, daß

1) a. a. O. S. 11.

dieser Lohn im Durchschnitt in den Hauptorten der Konfektion nicht erreicht wird, daß der Wochenverdienst nur zwei Drittel, oft nur die Hälfte der angegebnen Summe ausmacht und bei minder geschickten Arbeiterinnen unter 5 Mark sinkt. Wie sollen die leben? Indem sie sich prostituieren, verwandeln sie den schnellen Ruin durch die Not in den langsamen Verfall, den dieses „Gewerbe" mit sich bringt. In dem Berichte des Reichsamts des Innern vom Jahre 1887 finden wir es ganz ungeschminkt ausgesprochen, daß es die elenden Löhne sind, die diese Frauen der Prostitution in die Arme treiben. In dem Schreiben des Berliner Gewerberats, wo gesagt ist, daß eine geschickte und fleißige Arbeiterin, die in der eignen Familie Anhalt findet, nicht zu darben braucht, wird für die verhältnismäßig gut gestellten Wäschenäherinnen erwähnt, daß ein Teil von ihnen sich in der stillen Geschäftszeit der Prostitution ergiebt.[1]) Über die Konfektionsarbeiterinnen heißt es: „Der hier herrschende große Mangel mag manche zwingen, sich einen Verdienst zu suchen, den sie anfangs verabscheute."[2]) Aus Stettin schreibt man: „Der Verdienst der in den Werkstuben beschäftigten Mädchen (Wäschekonfektion) reicht nicht hin, um den völligen Lebensunterhalt für eine einzeln stehende Person davon zu bestreiten,"[3]) und von den Heimarbeiterinnen der Kinderkonfektion: „In den Arbeitsräumen der in dieser Gruppe beschäftigten Arbeiterinnen waren ersichtlich Not, Elend und Schmutz die täglichen Gäste."[4]) Der Bericht aus dem Regierungsbezirk Posen sagt: „daß die Geringfügigkeit des Arbeitsverdienstes und die mit der Beschäftigung

---

1) a. a. O. S. 701 l. Sp.
2) a. a. O. S. 701 r. Sp.
3) a. a. O. S. 701 r. Sp.
4) a. a. O. S. 703 l. Sp.

verbundne sitzende Lebensweise die Prostitution fördert, ist unbedenklich anzunehmen,“ [1]) und weiter, „so lange die Arbeiterinnen sich nicht der Prostitution ergeben haben, bilden Kartoffeln das hauptsächliche Nahrungsmittel.“ [2]) Der Gewerberat für Düsseldorf, Neuß, Barmen, Elberfeld und M.-Gladbach hebt hervor, daß „die Mädchen hier und da besonders darunter zu leiden haben, daß die Arbeit verteilenden und zurücknehmenden jungen Leute gut lohnenbe Arbeit mit Vorliebe an solche Mädchen und Frauen austeilen, die nicht spröde sind.“ [3]) Und weiter schreibt der Gewerberat: „Alleinstehende junge Mädchen können in allen Branchen nicht auskommen ohne Nebenerwerb.“ [4])

So steht es um die Arbeiterinnen in einem der blühendsten Industriezweige Deutschlands!

Welches Material giebt die Statistik an die Hand, um ziffermäßig den Zusammenhang zwischen den Lohnverhältnissen und der Prostitution festzustellen? Zahlen stehen nur wenige zur Verfügung, und nach diesen wenigen läßt sich nicht die Prostitution, sondern nur die zur Beobachtung gelangte Prostitution berechnen. Auch schwanken sie je nach dem Eifer der Beamten, nach der Art, wie die Kontrollvorschriften gehandhabt werden, und nach der Fähigkeit der Mädchen, ihr Treiben den Augen der Polizei zu entziehen.

Behält man die Mängel im Auge, die der Prostitutionsstatistik bis heute anhaften, erwägt man ferner, daß die nicht kontrollierte Prostitution zur kontrollierten sich etwa verhält wie $^3/_4 : ^1/_4$, [5]) so bieten

---

1) a. a. O. S. 704 l. Sp.
2) a. a. O. S. 704 l. Sp.
3) a. a. O. S. 714 l. Sp.
4) a. a. O. S. 714 l. Sp.
5) Vgl. B. Schönlank, Zur Statistik der Prostitution in Berlin. Archiv für soziale Gesetzgebung u. s. w., S. 332.

die folgenden Zahlen ein immerhin interessantes Bild: Nach Huppé waren von den in Berlin im Jahre 1855 neu unter sittenpolizeiliche Kontrolle tretenden 296 Dirnen 73 Fabrikarbeiterinnen, 62 Näherinnen, 16 Wäschearbeiterinnen und Plätterinnen, 23 Handarbeiterinnen, 32 Hausarbeiterinnen und 22 Dienstmädchen.[1]) Im Jahre 1874 stellte H. Schwabe fest, daß bei den 2224 eingeschriebnen Berliner Dirnen der vorherige Erwerb gewesen war: bei 6,3 Prozent Aufwartung in Verkaufslokalen, 16,6 Prozent Fabrikarbeit, 35,7 Prozent Gesindedienst, 42 Prozent Hausindustrie und Ladengeschäft.[1]) Besonders die letzte Zahl sollte denen zu denken geben, die nicht Worte genug finden können, um die Hausindustrie zu preisen. Die Berichte der Polizeipräsidien enthalten wenig oder nichts über die frühere Lage der Prostituierten, aber die Forschungen des Auslandes, und in Deutschland besonders die Huppés und Sterns haben den Beweis geliefert, daß die Zahl der Prostituierten mit dem Notstande steigt und fällt. „Sind Überarbeitung und Unterbezahlung, niedriger Lebensmaßstab und trotzdem stete Schwierigkeit, ihn aufrecht zu erhalten, für die Arbeiterin die Regel, so bedingt der Eintritt der Not, des nackten Mangels die Preisgabe, wenn keine andre Hilfsquelle fließt. Dieser Notstand ist unweigerlich an das Auf und Ab, an die Wechselfälle des industriellen Lebens geknüpft. Jede Geschäftsstockung, das Stillsetzen der Werke, die Reduktion der Löhne, die Krisis sind von entscheidender Bedeutung. Mit jedem Groschen, um

---

1) Angeführt bei B. Schönlank, Eine Randglosse zur Prostitutionsfrage. Sozialpolitisches Centralblatt I. Bd. Berlin, 1892. S. 28.

2) H. Schwabe, Einblick in das innere Leben der Berliner Prostitution, im Berliner Städtischen Jahrbuch für Volkswirtschaft und Statistik, erster Jahrgang. Berlin, 1874. S. 65.

den der Brotpreis steigt, ohne daß der Lohn sich erhöht, vermehrt sich auch die Prostitutionswahrscheinlichkeit für die schlecht bezahlten Arbeiterinnenkategorien.“ [1])

Giebt es für die Arbeiterschaft selbst keine Möglichkeit, sich herauszuarbeiten aus dem Sumpfe, in dem sie steckt? Müssen die Konfektionsarbeiter weiter darben, um andern Luxus und Wohlleben zu sichern? Müssen sie weiter in Lumpen gehen, sie, die die Kleider machen, die der Besitzende trägt, müssen sie ihre Töchter den Lüsten, ihre Gesundheit der Profitgier der Besitzenden opfern — ohne irgend welche Hoffnung darauf, daß es je anders werde, außer durch das Erbarmen von eben den Besitzenden, die doch bisher erbarmungslos waren? Es giebt einen Weg der Selbsthilfe, den der Organisation. Arbeiter, die durch Gleichheit der Beschäftigung und Ähnlichkeit der ökonomischen Lage gemeinsame Interessen haben, können sie gemeinsam mit Nachdruck vertreten, während der Einzelne vollkommen wehrlos ist gegenüber etwaigen willkürlichen Lohnreduktionen. Die Gewerbeordnung vom 21. Juni 1869 gewährleistet dem Arbeiter das Koalitionsrecht, indem die Strafbestimmungen über „Verabredungen und Vereinigungen zum Behufe der Erlangung günstiger Lohn- und Arbeitsbedingungen“ aufgehoben werden.

Trotzdem werden der Organisation der Arbeiter von der Polizei alle erdenklichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt. Die rein gewerkschaftlichen Verbände werden willkürlich als politische Vereine behandelt und damit, nach den Gesetzen der meisten deutschen Länder, die weiblichen Mitglieder ausgeschlossen. Jentsch sagt in seinem Buche „Weder Kommunismus

---

1) B. Schönlank, Centralblatt a. a. O. S. 28.

noch Kapitalismus,“[1]) nachdem er die Prostitutionsverhältnisse berührt hat: „Vielleicht das Allerärgste an der Sache ist der Umstand, daß die Behörden das einzige Mittel, durch das die Prostitution vermindert werden könnte, verbieten. Dieses Mittel ist eine gewerkvereinsähnliche Organisation der um Lohn arbeitenden Frauen und Mädchen, wodurch sie höhere Löhne erzwingen, der Notwendigkeit eines schimpflichen Nebenerwerbs überhoben werden und die unheimliche Macht, die Brotherren und Agenten über sie ausüben, brechen können. Aber sobald die Frauen dergleichen unternehmen, werden ihre Vereine verboten und die Anführerinnen bestraft, weil sie sich »mit Politik« beschäftigten.“ Auch die Organisationen der männlichen Arbeiter werden von den Behörden beständig belästigt. Im Kampfe mit dem Unternehmertum auf der einen, der stumpfen Gleichgiltigkeit vieler Arbeitsgefährten auf der andern Seite braucht die verhältnismäßig kleine Schar der Organisierten ihre ganze Kraft. Es ist eine beklagenswerte Verblendung, wenn ihr die Behörden noch Hindernisse in den Weg legen, anstatt die Pioniere im Kampfe gegen die Verelendung der Massen nach besten Kräften zu unterstützen. Auch muß es das Rechtsgefühl im ganzen Volke verwirren und erschüttern, wenn Unternehmerverbände zur Regelung der Produktion und des Preises, zum Zwecke besserer Beherrschung der Absatzgebiete u. a. sich unbehindert bewegen dürfen, während alles dem Arbeiter die Wahrung seiner wirtschaftlichen Interessen erschwert.

Wem es ernst ist mit seinem Wohlwollen für die arbeitenden Klassen, wer die Verpflichtung der Gebildeten anerkennt gegen die Schichten, deren Arbeit ihre Bildung ermöglicht, der muß einräumen,

---

1) Bei Fr. Wilh. Grunow, Leipzig, 1893. S. 380.

daß von oben, durch Gesetzgebung viel, sehr viel zu thun und viel gut zu machen ist, daß aber, damit es für freie Menschen, nicht für Sklaven geschehe, von unten mitgearbeitet werden muß am Erringen sittlicher und wirtschaftlicher Freiheit. Darum: der Organisation des arbeitenden Volkes freie Bahn!

5

Etwas über die Bedeutung dieser Zustände für die Gesellschaft

Darauf, daß Zustände, wie die geschilderten, die Gesamtheit angehen, wie jedes Leid sie angeht, soll hier nicht hingewiesen werden. Das Gefühl des Einzelnen entscheidet, ob fremdes Elend ihm fernsteht und nur als lästige Störung seines Genusses unliebsam von ihm empfunden wird, oder ob es dicht an ihn herantritt, ihn packt mit der elementaren Gewalt des eignen Wehs, ihn mit leiden läßt, was der Mitmensch leidet. Das läßt sich nur fühlen und kann nicht von andern gesagt werden. Welches Urteil muß aber vor dem Forum des Verstandes über diese Zustände gefällt werden? Was bedeuten sie hier für die Gesamtheit?

Wenn ein Arzt, der tiefe Einblicke in das Leben der untersten Volksschichten gethan hat, sagt: „die Reichen könnten viele ihrer Kinder vor Seuchen bewahren, wenn sie den Armen bessere Unterkunftsorte ermöglichten,“ [1]) so gewinnt dieser Satz eine Bedeutung, die einer Warnung gleich kommt, sobald man die Bekleidungsindustrie ins Auge faßt.

Unzählige Heimarbeiter arbeiten, wohnen, essen

1) Not des vierten Standes a. a. O. S. 90.

und schlafen in einem einzigen Raume, zuweilen mit ihrer ganzen Familie. Die Infektionskrankheiten, vor allem Masern, Scharlach, Diphtherie, sind in den Häusern der Armut weit häufiger als unter den Begüterten. Lungenleiden, besonders tuberkulöse Erkrankungen gehören für den Schneider beinahe „zum Geschäft," und typhöse Fieber fordern die meisten Opfer unter der Arbeiterbevölkerung. Wenn nun ein Familienmitglied erkrankt, so wird in der Regel, ohne Rücksicht darauf, ob die Krankheit ansteckend ist oder nicht, fortgearbeitet. Erfährt der Arbeitgeber etwas davon, pflegt er keine weiteren Aufträge zu geben; deshalb verheimlichen die Heimarbeiter in der Regel jede Erkrankung. Das ist gewissenlos, wird man sagen. Mag sein, es ist aber durchaus begreiflich und auch entschuldbar. Es ist ein sehr schwerer Schlag für diese Leute, arbeitslos zu werden, zu einer Zeit, wo sie jedes Pfennigs dringend bedürfen, wo vielleicht die Gesundheit und das Leben ihres Kindes davon abhängt, ob sie Geld genug haben, um für kräftige Ernährung zu sorgen. Ist es da zu verwundern, wenn sie sich nicht darum kümmern, ob Krankheitskeime durch ihre Waren verschleppt werden? Diese Gefahr ist den meisten gar nicht bekannt, und die Unwissenheit ist durch die gedrückte Lage der Heimarbeiter wohl erklärt. Die andern handeln gedankenlos und sollten auch nicht allzu strenge Richter finden in Kreisen, wo es gäng und gäbe ist, Leihbibliotheksbücher in Krankenzimmer zu geben.

Es ist eine Thatsache, daß Konfektion häufig in Krankenzimmern hergestellt wird. Obwohl selten, unsers Wissens nur in einem Falle, den wir anführen werden, die Thatsache einer Übertragung annähernd sicher nachgewiesen worden ist, wird die Möglichkeit einer Verschleppung von Krankheitskeimen von der Mehrzahl der Ärzte zugegeben. Nachweisen kann man sie nur durch die mikroskopische Untersuchung hausindustriell ge-

fertigter Kleidungsstücke und durch das Tierexperiment. Der Weg, den die Waren zurücklegen, vom Orte ihrer Entstehung bis zum schließlichen Käufer, ist meist so verschlungen, daß man ihn nicht übersehen und einen Zusammenhang zwischen dem Auftreten infektiöser Krankheiten in der Wohnung des Heimarbeiters mit dem Ausbruche derselben Krankheit im Hause des Konsumenten nicht erkennen kann. Daß ein absolut zwingender Beweis fehlt, will gar nichts sagen. Wo keine wissenschaftlichen Fragen gestellt werden, bleibt die wissenschaftliche Antwort aus.

Von ärztlicher Seite wird uns über die theoretische Wahrscheinlichkeit einer Verschleppung von Bazillen und andern Krankheitserregern folgendes geschrieben:

„Ich erachte die Übertragung von Krankheiten durch Stoffe, die mit erkrankten Personen in längern Kontakt gekommen sind, für möglich bei folgenden Krankheiten: Diphtherie, Rose, Scharlach, Masern und allen akuten Exanthemen, bei Phthise, und zwar hier, weil jede hygienische Vorschrift außer Acht gelassen zu werden pflegt, und auch bei Syphilis im Stadium der Eiterung, falls dieser Eiter die Stoffe berührt."

Behält man vor Augen, daß gerade bei den Heimarbeitern der Kinderkonfektion, durch die erbärmliche Bezahlung der Waren, zum Teil trostlose Zustände herrschen, so wird jeder den hausindustriellen Betrieb als eine schwere Gefahr für die eigne und vor allem für die Gesundheit seiner Kinder erkennen.

Einige authentische Fälle seien hier angeführt:

Ein Bahnarbeiter, dessen Frau für eine Magdeburger Konfektionsfirma arbeitete, sah sich durch ein chronisches Lungenleiden genötigt, seinen Dienst aufzugeben. Er begann nun seiner Frau bei der Arbeit zu helfen und lernte allmählich genug, um dieselbe Arbeit zu verrichten, wie sie. Dieser Mann hat auf seinem Sterbebette für das Geschäft genäht und

wurde am Tage vor seinem Tode noch mit der Arbeit gesehen.

Für eine andre Firma Magdeburgs wurde Konfektion geliefert, obwohl zwei Kinder an schwerem Scharlach darniederlagen. An eine Isolierung der Kinder war nicht zu denken; sie lagen im Nebenzimmer, dessen Thür nach dem Arbeitsraume offen stand. Ein ähnlicher Fall wurde von uns in Leipzig beobachtet. Hier handelte es sich um septische Diphtherie, weshalb die Kinder nach viertägigem Krankenlager in das Hospital befördert wurden, wo eins von ihnen starb.

Ein syphilitisch vollkommen durchseuchter Mensch arbeitete monatelang für ein Mainzer Konfektionsgeschäft. Als die Sache dem Chef zu Ohren kam, wurde ihm sofort die Arbeit entzogen, aber der Inhaber der Firma begnügte sich nicht, den einzelnen Mißstand zu beseitigen, sondern ging dem Übel an die Wurzel, indem er eine eigne Werkstätte einrichtete. Jedenfalls haben viele die von dem Kranken hergestellten Sachen getragen und Kleidungsstücke gekauft, die sie mit Ekel zurückgewiesen hätten, wenn ihnen ihre Herstellungsweise bekannt gewesen wäre. Sollte wirklich die Frage, ob hausindustrieller oder Fabrikbetrieb, nur die Arbeiter und die Unternehmer angehen? Hat das Publikum nicht das Recht, sich gegen Vorkommnisse, wie die angeführten, zu schützen?

Bei Gelegenheit des Berliner Schneiderstreiks im Mai 1893 richtete ein Arzt in der Berliner Zeitung mahnende Worte an die Konsumenten von Konfektionsgegenständen, die so beherzigenswert sind, daß wir nicht unterlassen wollen, sie anzuführen:

„In der Veröffentlichung der Streikenden wird auch der Wohnungen der Arbeiter für die großen Geschäfte gedacht. Es wird darin gesagt, daß der Arbeiter nur eine Stube zur Verfügung hat, in der geschlafen, gekocht, gegessen und gearbeitet wird. Aber es ist da-

mit noch nicht genug des Elends geschildert. Man denke an den Fall, daß in einer solchen Arbeiterfamilie, die in einem oder vielleicht zwei kleinen Räumen haust und arbeitet, ansteckende Krankheiten, Masern, Scharlach, Diphtherie, Keuchhusten oder dergleichen ausbricht, dann werden wir erst ganz das Elend verstehen, in dem diese Leute leben, und dann werden wir daraus die Folgerungen ziehen, wie gefährlich solche Zustände für das Allgemeinwohl sind. Wer fragt sich bei Übernahme eines neuen Kleidungsstückes, wo ist das angefertigt, in welcher Umgebung ist es tagelang gewesen, mit welchen Händen ist es angefaßt worden?

Wie oft begegnet es dem Arzt, daß er in einer Familie ohne jede erkennbare Ursache eine Masererkrankung auftreten sieht; kein Mitglied der Familie ist mit einem solchen Fall in Berührung gekommen, in dem ganzen Bekanntenkreise ist kein Fall vorgekommen. Man steht wie vor einem Rätsel. Wie leicht wäre oft ein Zusammenhang zu finden mit einer Erkrankung in der Familie des Schneiders, der den Rock gearbeitet hat; aber der Besteller des Anzuges kommt aus dem pompösen Laden, der eleganten Ausstattung und hat keine Ahnung davon, daß der Anzug, den er anprobiert, eben aus einer Krankenstube gekommen ist. Und aus welcher Krankenstube! Auf dem Hofe vier Treppen, in den ältesten Häusern der Friedrichstadt bewohnt die Familie — ich schildre eine wirkliche Schneiderwohnung, — Mann, Frau und vier Kinder, eine Stube und eine kleine Kammer, welche letztere durch einen eisernen Ofen zur Küche bestimmt ist, doch steht auch hier noch ein Bett. In der Stube steht zunächst der große Schneidertisch am Fenster, der den größten Teil des Raumes einnimmt. An diesem Tisch werden auch die Mahlzeiten eingenommen. In der Stube sind noch zwei Betten, von denen das eine durch ein scharlachkrankes Kind belegt ist. Die Frau pflegt

das Kind, und in den ihr bleibenden Pausen, zwischen dieser Arbeit und Kochen, hilft sie dem Manne bei der Schneiderei oder trägt die fertig gewordnen Sachen zum Geschäft. Oft hält dieser im Besitz einer Wohnung befindliche Schneider noch mehrere Arbeiter, die dann auch noch in demselben kleinen Raume arbeiten. Man kann sich vorstellen, was das für eine Luft ist, und in wie innige unvermeidliche Berührung alles mit dem Kranken kommt. Die Schlußfolgerungen aus solchen Zuständen ergeben sich für die Hygieniker von selbst.

Wie die Arbeiter in großen Fabriken, Schlossereien, Maschinenbauanstalten, Tischlereien sich zum Fabriksaal zu begeben haben, um dort ihr Tagewerk zu vollbringen, so sollten auch die großen Schneidergeschäfte gezwungen sein, Fabrikräume zu halten, die nach polizeilich vorgeschriebnem Bauplane als zum dauernden Aufenthalt von Menschen dienend eingerichtet sind.

Es sollte keinem Schneider gestattet sein, Kleidungsstücke in den Wohnungen der Arbeiter anfertigen zu lassen. Und wenn das polizeilich nicht durchzuführen ist, so sollte das Publikum lernen, auf diese Dinge zu achten und nur dort arbeiten lassen, wo hygienisch geordnete Verhältnisse in den Schneiderstuben herrschen."

Obwohl wir besonders deutsche Verhältnisse im Auge haben, mag es lehrreich sein, wenn wir einem Spezialbericht vom Jahre 1894 der Fabrikinspektorin für Illinois unsre Anfmerksamkeit schenken. Miß Florence Kelley behandelt eine besondre Form der Hausindustrie, die Tenementshausarbeit, bei der die Arbeiter in Wohnungen beschäftigt werden, die dem Unternehmer gehören oder von ihm gemietet sind. Vom Heimarbeiter bei uns sind diese Arbeiter nur insofern verschieden, als sie noch abhängiger sind und meist verhältnismäßig sehr hohe Mieten zahlen müssen.

Im April 1894 brach in einem zum großen Teil von Polen und Böhmen bewohnten Stadtviertel Chi-

cagos eine Pockenepidemie aus, die erst nach Monaten unterdrückt werden konnte. In dem durchseuchten Distrikte befanden sich zahlreiche Tenementshauswerkstätten und unter ihnen viele, in denen geschneidert wurde. Die Fabrikinspektorin drang energisch darauf, daß aus infizierten Arbeitsräumen keine Waren versandt werden dürften, und es gelang ihr einmal, die Gesundheitsbehörde zu bestimmen, im Krankheitsdistrikt hergestellte Waren verbrennen zu lassen. Das Verbot der Tenementhausarbeit auf sechs Monate konnte sie nicht durchsetzen. Eine tägliche Inspektion aller Schneiderwerkstätten wurde als Schutzmaßregel verfügt. Da Chicago etwa 30000 solcher Werkstätten hat, erscheint eine derartige Verfügung einfach lächerlich.

Jetzt zeigte sich, wessen der Mensch fähig ist, wenn er seine Existenz gefährdet sieht. Man setzte alles daran, um den Inspektoren Erkrankungen zu verheimlichen. Die Scheu vor dem Krankenhause bestimmte auch die Eltern, ihre blatternkranken Kinder zu verbergen. Es kam vor, daß man die unglücklichen Geschöpfe in Kaffeesäcke steckte, um den inspizierenden Beamten zu täuschen. Man schloß die von der Seuche ergriffnen in Waterclosets ein, man schaffte sie in Lumpen gehüllt in Form von Kleiderbündeln in die Vorstädte, schmuggelte Kranke und selbst Sterbende auf diese Art in Pferdebahnwagen hinein, die mit ahnungslosen Passagieren gefüllt waren. Dinge, die sich die Feder sträubt, wiederzugeben, geschahen, um den Ausbruch der Seuche zu verbergen. Man kämpfte weniger gegen die Blattern als gegen das Bekanntwerden von Krankheitsfällen, das Arbeit- und Brotlosigkeit brachte. So geschah es, daß in Hunderten von infizierten Wohnungen weiter Kleidungsstücke angefertigt wurden, die die Fabrikanten in den Handel brachten. Eine genügende Desinfektion der Waren konnte nicht vorgenommen werden, weil es an Vor-

richtungen in dem erforderlichen Maßstabe fehlte und auch, weil die Stoffe dadurch angegriffen wurden. Not auf der einen, gewissenlose Habsucht auf der andern Seite haben damals Menschen zu Verbrechern an der Gesundheit ihres Nächsten gemacht. Die Epidemie ist nachweislich durch Kleidungsstücke in andre Orte und Stadtviertel verschleppt worden.

In dieser Kraßheit steht der Fall wohl einzig da, aber in geringerm Maße hat er viele Vorgänger und wird seinesgleichen haben, solange das Publikum hausindustriell hergestellte Waren anstandslos kauft. Man braucht auch gar nicht nach Amerika zu gehen, um zu erfahren, wie herrlich die Bestialität sich offenbaren kann, sowohl in denen, die dem goldnen Kalbe dienen, als in ihren Opfern, die man zwingt, schlechter zu wohnen und zu leben als das Vieh.

Die physische Verkommenheit, der ein Teil der arbeitenden Bevölkerung überantwortet wird, birgt schwere Gefahren für die Gesamtheit, von der auch die Rechenschaft für diese Zustände gefordert werden muß. Sollte die moralische Verkommenheit nicht auch heimgesucht werden an den Schichten, die ihr steuern können und es unterlassen? Hier haben wir nicht nur das Schneidergewerbe im Auge: die psychische Ansteckung wird nicht durch Waren vermittelt, die Heimarbeiter in durchseuchten Behausungen herstellen. Wo der Mensch zur Ware wird, da ist ein Herd, von dem aus moralische Durchseuchung ausgeht! Man sei doch endlich wahr gegen sich selbst und sehe die Dinge, wie sie sind! Alle Versuche, die Prostitution zu bekämpfen, von der „lex Heinze" an bis zu den Anstalten zur Hebung gefallner Mädchen, sind sinnlos, solange Frauen arbeiten müssen gegen einen Lohn, von dem sie nicht leben können. Die Gesellschaft duldet Zustände, die zahllose Frauen mit eherner Notwendigkeit der Prostitution überliefern, und verdreht dann

die Augen vor sittlicher Entrüstung und blickt mit Pharisäerdünkel auf sie herab. Die ekelhafte innere Verlogenheit, die in diesem Verhalten liegt, ist schon eine Form, in der die Verderbtheit die Besitzenden anfrißt. Frauen, die aus Not sich selbst verkaufen, sind schuldlos, und niemand ist zum Richter berufen über sie, am wenigsten Menschen, die die Not nur vom Hörensagen kennen nnd nicht wissen, was hungern heißt.

Die niedrigen Löhne sind nicht die einzige Ursache der Prostitution.[1]) Verwahrlosung der Jugend, die aus der materiellen Lage weiter Kreise folgende Schwierigkeit der Eheschließung und andres schaffen ebenfalls die Bedingungen für diese Erscheinung. Die Mehrzahl der Prostituierten wird aber durch die Not zu ihrem traurigen Gewerbe getrieben.

Diese Thatsache ist eine furchtbare Anklage gegen die heutigen Zustände und gefährdet die Sittlichkeit aller Klassen. Fährt die gebildete Gesellschaft fort, es ruhig mit anzusehen, daß zahllose Frauen zu wählen haben zwischen langsamem Verhungern und dem Verkaufen des eignen Körpers, so rüttelt sie selbst an den Pfeilern der Moral, die sie anerkennt. Wenn es heute eines bestimmten Verdienstes bedarf, damit sich der Mensch gestatten könne, den eingebornen Gesetzen der Sittlichkeit gemäß zu leben, wenn die Frauen, deren Lohn dieses Minimum nicht erreicht, gezwungen sind, durch natürliches oder religiöses Gefühl geheiligte Grenzen zu überschreiten, ohne daß dem Reinsten ein Wort der Anklage gegen sie zusteht, so führt ein Nachdenken über diese Zustände dazu, die Wahrheit und Berechtigung aller sittlichen Wertungen in Frage zu ziehen. Sollen Normen der ganzen Gesellschaft als

1) Man kann auch sagen, daß unter Umständen die niedrigen Löhne Folgen der Prostitution sind. Mit Hinblick auf die Möglichkeit dieses Nebenerwerbs werden die Löhne oft festgesetzt.

unantastbar gelten, so muß es jedem Menschen möglich sein, im Einklange mit ihnen zu leben. Es stumpft den Abscheu gegen Widernatur und Unsittlichkeit ab und lähmt den moralischen Instinkt vieler, da beklagen zu müssen, wo man sich mit Ekel abwenden möchte. Läßt man weiter die moralische Welt durch Geld regiert werden, so darf man sich nicht wundern, wenn das Ende der Bankrott alles dessen ist, was einst heilig und groß war!

Warum geht die Gesellschaft diesen Weg, der zu einem Ziele führt, das sie gar nicht anstrebt? Weil jeder einen kleinen widerwärtigen Götzen hat, der ihm den Inbegriff des Verehrungswürdigen darstellt: den eignen Nutzen. Der raunt ihm täglich zu: nur weiter auf dieser Bahn. Aber der Götze selbst ist eine Lüge, denn es giebt keinen Nutzen des Einzelnen, losgelöst vom Nutzen der Gesamtheit, und die ihm dienen sind verblendet und arm an Erkenntnis, trotz all ihres Scharfsinns und ihres Wissens. O, daß sie den Blick aufs Ganze gerichtet hielten, auf die ganze strebende, fehlende, hier am Nichtsthun sieche, dort unter der Arbeitslast erliegende Menschheit, die nach einem Funken Glück, nach einem Augenblicke Frieden geizt, die ihre Kultur aufbaut auf dem Massenelende und deshalb der Kulturerrungenschaften nur die froh werden läßt, die die Errungenschaften der Menschlichkeit nicht kennen — sie müßten einsehen, welch ein erbärmliches Ding es ist, um ihren Eigennutz und eine falsche Rechnung obendrein.

Schlußwort

Ich bin am Schlusse meiner Darstellung. Auf die Not und das Elend eines Teils unsrer Mitmenschen habe ich den Blick lenken wollen, und ich habe versucht, darzuthun, daß nicht nur aus dem ursprünglichen Gerechtigkeitsgefühle heraus, nicht nur im Namen einer Lehre, die da sagt: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst, sondern auch im Hinblick auf das eigne Wohl Wandel geschafft werden muß. Wenn wir es je vermögen, den Pfaden der Gerechtigkeit auf dieser Erde nachzutasten, so ist es bei der physischen und psychischen Durchseuchung, die die Sünden der Gesamtheit an der Gesamtheit heimsucht! Diese Erkenntnis muß anspornen zu ernstem Wirken für eine Hebung der arbeitenden Klasse, zu einem offnen Kampfe gegen ihre Verelendung.

Die treibende Kraft neben dieser Erkenntnis haben wir in unserm Gefühl, und sie wird, je höher die Menschheit sich entwickelt, um so gewaltiger werden. Wir können nicht lachen und fröhlich sein angesichts der ausgemergelten Gestalten der Märtyrer der Arbeit, im Hinblick auf ein Weib, das zur Dirne ward, um nicht zu verhungern, auf Kinderaugen, die zu fragen scheinen, was haben wir verbrochen, um dies Leben zu verdienen? Wir bannen das Elend in Stadtviertel, die unser Fuß selten betritt, aber wir sind nicht imstande, den Instinkt in uns zum Schweigen zu bringen, der uns sagt: der andre bist du selbst. Je mehr der Mensch wahrhaft Mensch ist, um so tiefer empfindet

er die Not andrer als seine Not, nicht weil er klügelnd zu dem Schlusse kommt, daß der andre organisiert ist wie er, also gleich ihm empfindet, sondern weil er einen Teil seines Wesens in jedem menschlichen Geschöpfe ahnt, weil ein Teil seines Selbst in ihm leidet, in ihm entwürdigt und geknechtet wird. Wir nehmen den Kampf auf gegen die Not des Nächsten, weil wir fort wollen von der eignen Qual.

Erkenntnis und Gefühl fordern uns auf, mitzuarbeiten für bessere Zustände, und wo ein Wille ist, da ist ein Weg. In unserm Falle liegt er uns klar vorgezeichnet. Sollen die Heimarbeiter nicht dem physischen und moralischen Ruin preisgegeben werden, so muß man sie des Schutzes teilhaftig werden lassen, den der Staat dem Fabrikarbeiter gewährt. Entweder müssen die Arbeiterschutzbestimmungen auf die Hausindustriellen ausgedehnt oder die Heimarbeiter zu Fabrikarbeitern gemacht werden. Sie müssen in den Schutz der Gesetze, oder der Schutz der Gesetze muß zu ihnen kommen. Wir meinen mit John Stuart Mill, „daß es keinen berechtigtern Gegenstand für die Fürsorge der Regierung geben kann, als die Interessen derer, die dem Vorteile ihrer Mitmenschen ... geopfert werden.“ Als letztes Ziel ist eine ausgedehnte Arbeiterschutzgesetzgebung anzustreben, die die Hausindustrie in moderne Betriebsformen überführt. Von andrer Seite, vor allem von England und einigen Schweizer Kantonen ist hier der Weg gewiesen. Soll aber noch nicht durch gesetzgeberische Maßnahmen gründlich mit einer für die Arbeiterschaft verderblichen Betriebsform aufgeräumt werden, so wäre es dringend notwendig, daß mindestens der Bundesrat, dem es zusteht, durch Verordnung Vorschriften für bestimmte Gewerbe zu erlassen, von diesem Rechte Gebrauch mache, wie er es für die Cigarrenindustrie u. a. gethan hat. Man gebe bestimmte Vorschriften über Luftraum der Arbeitsstuben u. s. w. dann ist der Ansatz zur Reform da, und eine

Art indirekten Arbeiterschutzes kommt auch den hausindustriellen Konfektionsarbeitern zu gute. Endlich wäre eine umfassende Enquete der Reichskommission für Arbeiterstatistik zur Grundlage gesetzgeberischer Maßnahmen nützlich.

Zu alledem zeigen sich bis jetzt noch keine Anläufe. Die Arbeiterschaft aber ist des Sklavenjoches müde, das sie trägt. Niemand hilft ihr, und doch fühlt sie, soweit sie nicht ganz verkommen ist, daß die Zustände nicht bleiben dürfen, wie sie sind. Die gewerkschaftlich organisierten Konfektionsarbeiter haben den Weg der Selbsthilfe eingeschlagen.

Es ist ein gutes und schönes Ding um die Selbsthilfe des Volkes; es liegt etwas Großes in jedem berechtigten einmütigen Proteste von Arbeitern, die in einer Gesellschaftsordnung, die sie zurücksetzt, nur mit den Mitteln kämpfen, die das Gesetz ihnen gelassen hat. Aber damit ihr Vorgehen Erfolg habe, genügt es nicht, daß ihre Sache gerecht sei: eine fest organisierte und aufgeklärte Arbeiterschaft muß sie führen. Tollkühnheit und verzweifelter Trotz vermögen klares, konsequentes Handeln nur selten zu ersetzen. Bei dem Kampfe gegen die Hausindustrie bleiben gesetzgeberische Maßnahmen das beste Mittel, da der wirksamste Akt der Selbsthilfe, der Streik, in seinem Ausgange immer zweifelhaft bleibt, doppelt zweifelhaft bei einer so tiefstehenden Arbeiterschaft, die hausindustriell zersplittert, so gut wie gar nicht organisiert und nicht mit ausreichenden Mitteln versehen ist.

Am 13. Januar 1895 beschloß eine Konferenz der Konfektionsschneider und Schneiderinnen in Berlin, die Unternehmer zur Errichtung von Betriebswerkstätten aufzufordern. In dem den Geschäftsinhabern zugesandten Formulare heißt es:

„Die Konferenz kam zu dem Ergebnis, daß einer der wesentlichsten Übelstände in der hausindustriellen Betriebsform der Konfektion zu suchen ist.

Die Hausindustrie entbehrt jedes gesetzlichen Schutzes. Dadurch hat sich allgemein eine übermäßig lange Arbeitszeit eingebürgert, unter der alle Beteiligten, Frauen und Kinder eingeschlossen, zu leiden haben.

Die hausindustrielle Betriebsform bietet Gelegenheit zu den willkürlichsten Lohnreduzierungen. Die Löhne haben gegenwärtig einen Stand erreicht, daß sie sogar, von dem Standpunkt des Arbeitgebers aus betrachtet, für die Konkurrenzverhältnisse schädlich wirken.

Die Anfertigung der Produkte in der Hausindustrie birgt für das Konfektionsartikel kaufende Publikum große Gefahren für die Gesundheit in sich. In ungesunden Arbeitsräumen — meistens Schlafstelle, Wohnstube, Küche und Krankenzimmer zugleich — hergestellt, sind diese Produkte, nach ärztlichem Gutachten, die gefährlichsten Übertragungsobjekte für ansteckende Krankheiten.

Von diesen Erwägungen ausgehend, beschloß die Konferenz, an die Herren Unternehmer der Konfektionsindustrie die Forderung zu stellen, gesunde Betriebswerkstätten zu errichten.

Wohl wissend, daß eine derartige einschneidende Forderung sich nicht binnen kurzer Zeit durchführen läßt, hat die Konferenz den Endtermin auf den 1. Februar 1896 festgesetzt."

Werden die Unternehmer dieser durchaus berechtigten Forderung Folge leisten? Ich hege die feste Hoffnung, daß Einsicht und Menschenliebe über Gedankenlosigkeit und Gewinnsucht den Sieg davon tragen werden. Eine Weigerung der Unternehmer könnte ernste, sehr ernste Folgen haben, denn es ist anzunehmen, daß die Arbeiterschaft dann zu ihrer einzigen Waffe greifen und mit einer Arbeitseinstellung antworten würde.

Wenn diese Menschen in einen Streik eintreten, so kann man wahrlich nicht sagen, daß Mutwillen und Streben nach Üppigkeit sie verleiten! Es ist ihr hei-

liges Recht, für bessere Arbeitsbedingungen zu kämpfen, ja, mehr noch, es ist ihre Pflicht. Wenn wir je Pflichten des Menschen gegen sich selbst und seine Kinder gelten lassen, so haben wir es hier zu thun. Man wähne nicht, daß politische Agitationen eine solche Arbeiterschaft zur Arbeitseinstellung zu bewegen vermöchten! Es ist die Verzweiflung von Menschen, die nichts mehr zu verlieren haben, die mit dem unsäglichsten Elende vertraut sind, die diesen Streik organisieren wird. Jeder Menschenfreund muß wünschen, daß es nicht zur Arbeitseinstellung kommen möge, denn sie bedeutet eine Welt von Entbehrungen und bringt unsägliches Leid über Tausende von Familien. Der gewaltige Schneiderstreik in New-York, der vor zwei Jahren stattfand, hat dies gezeigt, aber er lehrte ferner, daß nicht nur auf dem Schlachtfelde, im Kugelregen Heldenthaten verrichtet werden. Wie der Soldat für sein Vaterland freudig der Gefahr trotzt, so haben jene ausgemergelten Arbeiter des Hungers gespottet im Kampfe für eine heilige, vielleicht die heiligste Sache: für ihre Menschenwürde. Denn bei vierzehn- bis sechzehnstündiger Arbeit, bei Nahrungsmangel, in ungesunde Höhlen eingepfercht, da geht der Mensch dessen verlustig, was ihn zum Menschen macht. Und wenn die Gesamtheit sich nicht dagegen auflehnt, daß die Majestät der menschlichen Natur bei Hunderttausenden mit Füßen getreten werde, so sind die Gequälten selbst berufen, den Kampf gegen die Übermacht aufzunehmen. Mit welchen Mitteln diese Übermacht die Stirn hat zu kämpfen, hat der New-Yorker Streik zur Genüge dargethan. Man hat sich nicht geschämt, den Hausbesitzern Zirkulare zugehen zu lassen, die die Exmission der Streikenden forderten. Hunderte sind im Winter auf die Straße gesetzt worden!

Diese Handlung ist ein untilgbarer Schandfleck in der Geschichte des Kapitalismus und kann ihres-

gleichen in Deutschland nie finden. Aber nicht nur mit der Vermeidung der schmutzigsten Mittel ist es gethan; die Klasse der Gebildeten und Begüterten hat eine Schuld abzutragen gegen die Unglücklichen, denen die zweischneidige Waffe des Streiks aufgedrängt wird.

Jeder von uns, welcher politischen oder konfessionellen Richtung er auch angehöre, hat Stellung zu nehmen im Kampfe der Arbeit um ihr Recht. Kommt es zum Streik, so ist er materiell und moralisch von der Gesamtheit der Gebildeten zu unterstützen, nicht als eine That der Auflehnung gegen die heutige Ordnung, sondern als berechtigter Protest gegen das, was Ordnung, Volksgesundheit und Sittlichkeit untergräbt.

Bei dem Kampfe gegen die Hausindustrie dürfen auch finanzielle Bedenken nicht hindernd in den Weg treten. „Ein Volk, das stets bereit gewesen ist, zum Schutze gegen äußere Feinde jedes Opfer zu ertragen, wird nicht zögern können, wenn es endlich gilt, gegen den noch viel gefährlichern Feind im Innern, gegen das Elend breiter Massen von Volksgenossen und die daraus hervorgehende Unzufriedenheit den Kampf mutig aufzunehmen. Wird in diesem Kampfe dieselbe Energie und Opferwilligkeit entfaltet, die der Ausbildung der deutschen Streitkräfte zugewendet zu werden pflegt, dann wird auch hier Deutschlands Fahnen der Sieg begleiten, als dessen Preis uns die Annäherung an das ideale Ziel der menschheitlichen Entwicklung winkt!“ [1])

---

1) Herkner, a. a. O. S. 261.

Grundbegriffe und Grundsätze der Volkswirtschaft

Eine populäre Volkswirtschaftslehre

von

Carl Jentsch

Gebunden 2,50 Mark

Dieses Buch bildet ein Gegenstück zu der „Bürgerkunde" von Hoffmann und Groth und ist wie dieses auf die allerweitesten Kreise berechnet. In den politischen und sozialen Wirren unsrer Zeit ist ein klares, leichtfaßliches und übersichtliches Buch dieser Art, aus dem sich jedermann schnell und sicher unterrichten kann, ein wahres Bedürfnis. Jentschs Meisterschaft in der Darstellung, seine Gedankenschärfe, sein klares Urteil, sein geradezu klassischer Stil sind bekannt; ihnen ist auch in diesem Buche eine mustergiltige Leistung zu verdanken, die für alle Gesellschaftskreise — ebenso für die Schüler der höhern Anstalten, wie für die Studenten, die Kaufleute, Gelehrten, Beamten, Handwerker und Landwirte — ein willkommnes Hilfsmittel sein wird. Es hat den Zweck, Belehrung und Klarheit über die wichtigsten Vorgänge des wirtschaftlichen und politischen Lebens überall hinzutragen, wo sie nötig sind — und das ist überall!

Der Inhalt des Buches ist der folgende:

Erstes Kapitel. Wirtschaft, Volkswirtschaft, Weltwirtschaft — Zweites Kapitel. Volkswirtschaftslehre — Drittes Kapitel. Der Mensch als Zweck und Träger der Volkswirtschaft — Viertes Kapitel. Naturgesetze der Volkswirtschaft — Fünftes Kapitel. Die wirtschaftliche Natur des Menschen. — Sechstes Kapitel. Von den Gütern — Siebentes Kapitel. Vom Werte — Achtes Kapitel. Vermögen — Neuntes Kapitel. Der Wirtschaftsprozeß. Produktion und Produktionsfaktoren. Die Natur — Zehntes Kapitel. Die Arbeit — Elftes Kapitel. Die Produktivität der Arbeit. Produktivität und Rentabilität — Zwölftes Kapitel. Das Eigentum — Dreizehntes Kapitel. Das Kapital — Vierzehntes Kapitel. Geld und Währung — Fünfzehntes Kapitel. Kredit, Zins, Wucher — Sechzehntes Kapitel. Güterumlauf, Handel, Handelsbilanz, Freihandel und Schutzzoll, Börse — Siebzehntes Kapitel. Einkommen und Einkommenverteilung — Achtzehntes Kapitel. Scheidung des Volkseinkommens in Arbeitslohn und Rente; die drei Rentenarten: Unternehmergewinn, Kapitalzins und Grundrente — Neunzehntes Kapitel. Privatwirtschaft mit freier Konkurrenz und Kommunismus — Zwanzigstes Kapitel. Einige Leitsätze.

Bög